

Juni 6/2014

Aus dem Inhalt

Daniela Engelhard
„Das Volk Gottes ist heilig“ 161

Kurt Josef Wecker
Heiligtumsfahrt 2014 163

Gunther Fleischer
Eucharistie und Alltag 171

Barbara Schachtner
Stimme - Bewegung - Wort 175

Rainer Will
Eucharistie als Leben aus der Taufe 178

Walter Koll
Seelsorge als spirituelles Geschehen 185

Leserbrief 188

Literaturdienst: 189

Paul H. Welte: Erlösung - wie und wovon?

Dorothea Sattler: Erlösung?

Daniel Bühling (mit Felicitas Engelmann): Das 11. Gebot

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Pfr. Kurt Josef Wecker, Hengebachstraße 28, 52396 Heimbach
| Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Barbara Schachtner, Lorenz-
straße 1, 50679 Köln | Rainer Will, Katholisches Bildungswerk
Köln, Domkloster 3, 50668 Köln | Pfr. Walter Koll, Kath.
Klinikseelsorge Uni-Klinik Bonn, Sigmund-Freud-Straße 25,
53105 Bonn

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling
16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Daniela Engelhard

„Das Volk Gottes ist heilig“

Entlang des Flughafens von Manila erstreckt sich die Pfarrei St. Joseph in Las Piñas. In diesem wie in vielen anderen Gebieten der 17-Millionen-Metropole leben überwiegend arme Menschen. Wir sind zu Besuch bei einer der zwanzig kleinen christlichen Gemeinschaften der Pfarrei. Inmitten der bescheidenen Wohnhütten der Siedlung sitzen wir auf einer staubigen Wegkreuzung. Frauen, Männer und Kinder sind am Abend zusammen gekommen, um miteinander das Wort Gottes zu hören und einander mitzuteilen, wie das biblische Wort sie berührt und was sie in ihrem Alltag bewegt. Die Leiterin der Gemeinschaft heißt uns als Gäste herzlich willkommen und bezieht uns sofort in das Geschehen ein. Eine weitere Frau aus der Pfarrei moderiert das Treffen. An diesem Abend wird Röm 12,5-19 gelesen. Eine junge Mutter spricht unter Tränen davon, wie sehr sie darunter leidet, dass ihr Kind behindert ist und dass sie sich Trost und Unterstützung aus der Gemeinschaft wünscht. Am meisten beeindruckt mich, wie offen die Menschen die Bibel und ihr Leben miteinander teilen, wie sie ihre Alltagserfahrungen unmittelbar in Beziehung zum biblischen Wort setzen.

Bei der Philippinenreise unserer Gruppe aus verschiedenen deutschen Bistümern begleiten uns die Theologin Estela Padilla und der Ordensmann P. Mark Lesage aus Manila. Sie arbeiten mit philippinischen Diözesen und fördern u.a. den Aufbau der kleinen Gemeinschaften, der Basic Ecclesial Communities (BEC). Diese seien mehr als

eine Strategie, erläutert Estela Padilla. In den riesigen pastoralen Räumen der Pfarreien sind die BEC ein Versuch, die Kluft zwischen der Kirche und dem alltäglichen Leben der Menschen zu überwinden. Durch die Bildung von christlichen Gemeinschaften in der Nachbarschaft bleibt die Kirche vor Ort bei den Menschen. Die Pfarrei wird so zu einem Netzwerk vieler kleiner Gemeinschaften. Die kontinuierlich gewachsene Praxis, Leben und Glauben in den Gruppen miteinander zu teilen, stärke den Glaubenssinn der Gläubigen, betonen unsere Begleiter. Es gehe um eine neue Weise, Kirche zu sein. Diese wachse in einem langen Prozess, an dem möglichst viele beteiligt werden.

Die Erfahrungen auf den Philippinen werden mir zu einer Auslegung von Worten unseres Papstes. In seinem Schreiben Evangelii gaudium benennt er als Subjekt der Evangelisierung vor allem das pilgernde Gottesvolk (EG 111). Mit Verweis auf Lumen gentium 12 betont er: Das Volk Gottes ist heilig, weil es vom Geist in der Wahrheit geleitet wird. Die Gesamtheit der Gläubigen ist mit dem Instinkt des Glaubens, dem sensus fidei, dem Geist der Unterscheidung, begabt. Und in eindringlicher Weise erinnert er uns: „Jeder Getaufte ist ... aktiver Träger der Evangelisierung“ (EG 119.120). Er will mit diesem Anspruch nicht überfordern, weiß um die menschlichen Grenzen. Deshalb ermutigt er: „Was du entdeckt hast, was dir zu leben hilft und dir Hoffnung gibt, das sollst du den anderen mitteilen“ (EG 121). Genau das konnte ich in den kleinen Gemeinschaften auf den Philippinen erleben.

Am Sonntag fahren wir nach dem Gottesdienst in der Pfarrkirche mit einem Gemeindemitglied in eine der acht Außenstationen einer Pfarrei in Kalapan. In seinem klapprigen Jeep bringt der Familienvater die Kommunion aus dem Pfarrgottesdienst zu der Kapelle in einem kleinen Ort außerhalb der Stadt. Dort leitet er als ausgebildeter und beauftragter Laie („lay minister“)

die sonntägliche Wort-Gottes-Feier mit Kommunionausteilung. Die Menschen in dem Dorf, die meisten ohne Auto, wissen, dass es nicht die Messe ist. Aber sie sind dankbar, dass sie „ihren“ Gottesdienst in „ihrer“ schlichten Kapelle feiern können. Ein Junge singt vor, eine junge Frau gibt ein Glaubenszeugnis, eine weitere Frau hält eine Katechese, der „minister“ fasst alles kurz in einer Ansprache zusammen. Gut, dass er nicht der Versuchung erliegt, alles alleine zu machen, sondern die Charismen vieler zur Geltung kommen lässt. Die philippinischen Bischöfe haben vor Jahren entschieden, in ihren Diözesen viele Laien mit der Leitung von Wort-Gottes-Feiern am Sonntag zu beauftragen. Sie wollen das gemeinsame Priestertum der Gläubigen auch in dieser Weise konkret werden lassen und dafür sorgen, dass die Kirche nahe bei den Menschen bleibt.

Papst Franziskus fordert ein „neues Verständnis der tragenden Rolle eines jeden Getauften“ (EG 120). Auch im deutschen Kontext zeichnen sich Wege ab, wie diese tragende Rolle weiterentwickelt werden kann. So gibt es z.B. in mehreren deutschen Diözesen erste Erfahrungen damit, engagierte Gemeindemitglieder als Bezugspersonen für ihre Gemeinde zu beauftragen. Dabei tragen Frauen und Männer in einem Team gemeinsam Leitungsverantwortung für ihre Gemeinde, die Teil eines größeren pastoralen Raumes ist. Diese Wege sind beherzt weiter zu beschreiten. Dabei kann der Blick in andere Teile der Weltkirche sehr inspirierend und bestärkend sein.

Liebe Leserinnen und Leser,

vom 20.-29.06.2014 lädt nach der traditionellen Pause von sieben Jahren das Bistum Aachen wieder zu einer Heiligtumsfahrt ein. Der bischöfliche Beauftragte für Wallfahrtpastoral, **Pfr. Kurt Josef Wecker**, schlägt in einem geistlichen Essay die Brücke zwischen uralter Tradition und den Pilgern und Pilgerinnen von heute.

Auch wenn das Pastoralblatt üblicherweise keine Themenhefte bietet, gibt der Monat Juni Gelegenheit, im Sinne der Nachhaltigkeit noch einmal den Eucharistischen Kongress vom 5.-9.6.2013 in Erinnerung zu rufen. Dies geschieht durch drei Beiträge. Den Einstieg bildet ein Glaubenszeugnis, zu dem ich selbst eingeladen war mit der Aufgabenstellung, meine persönliche Sicht auf den Zusammenhang von Eucharistie und Alltag vorzustellen.

Die Sängerin und Dozentin für praktische Rhetorik am Erzb. Priesterseminar Köln, **Barbara Schachtner**, hatte im Rahmen der Hinführung zum Eucharistischen Kongress eine Katechese zu Grundhaltungen in der Liturgie und zum Verhältnis von Stimme, Bewegung und Wort verfasst, die ebenso persönlich gehalten wie allgemein nachdenkenswert ist.

Als Abschluss der Trias stellt der stellvertretende Leiter des katholischen Bildungswerks Köln, **Dipl.-Theol. Rainer Will**, seine geistlichen Führungen zum Baptisterium am Kölner Dom vor. Sie nutzen die Möglichkeit, den Teilnehmenden, welcher Herkunft sie auch immer sein mögen, ausgehend vom musealen Ort einen Weg zur Tauftheologie und ihrer Bedeutsamkeit für heute zu eröffnen.

Den Heftschluss bilden die Gedanken des Krankenhausseelsorgers **Pfarrer Walter Koll** zur Inkarnation als geistlichem Grundkonzept aller Seelsorge.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen mit frohem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Kurt Josef Wecker

Heiligtumsfahrt 2014

Eine Andacht zum Unbedeutenden

Ein Fest der Zeigungen

„Im Herzen dem Leben der Heiligen nachzufolgen ist besser als ihre Reliquien in Beuteln herumzutragen“¹, sagte Alkuin, Zeitgenosse Karls des Großen, und kommentierte damit bereits weit vor Reformation und Aufklärung kritisch die Praxis einer Reliquien-Wallfahrt. Ein solcher Zwischenruf bleibt zur Selbstprüfung im Ohr.

Vom 20. bis 29. Juni 2014 ist Heiligtumsfahrt in Aachen². Das Christentum ist keine textfreie, auch keine textilfreie Religion. Die sog. Aachenfahrt und die Zeigung der vier hochverehrten Stoff- und Gewandreliquien Jesu Christi, Marias und des Täufers Johannes haben ihre Geschichte. Die Heiligtumsfahrt hat sich stets als ein völkerverbindendes, durchaus „globales“ Ereignis verstanden. Im Spätmittelalter galt die Heiligtumsfahrt als eine der großen Fernwallfahrten des Abendlandes; Aachen war der bedeutendste Wallfahrtsort auf deutschem Boden. Dieses Ziel stand in einer Reihe mit Jerusalem, Rom, Santiago. Dieses „Event“ hatte im Mittelalter einen Zug zur Massenhaftigkeit. Das in der Kaiserstadt Gezeigte und Verheißene mobilisierte Massen zur Wallfahrt und löste im Augenblick der „Weisung“ der Heiltümer übergroße Erregung aus, die in der Gegenwart vermutlich befremden würde. Ablassgewinnung und das Vorweisen einer „verdienstlichen“ Tat zur Gewinnung des Seelenheils stehen heute nicht an oberster Stelle der Pilgermotivation. Zeitgenossen schauen die Zeichen mit anderen Augen als Menschen des Mittelalters und selbst des frühen 20. Jahr-

hunderts; doch auch heutige Pilger wollen das Heil „schauen“, sie bringen persönliche Hoffnungen, geheime Anliegen, Lebensdank und existentielle Fragen in die pilgernde Suchbewegung mit. Ungebrochen ist die Anziehungskraft dieses Glaubensfestes und die „kulturelle Energie“ der Exponate, auch wenn sich die Riten gewandelt haben. Der Glaube braucht Anlässe, Wege, „Anbahnungen“ und Gelegenheiten, um sich seines Inhalts und Zieles neu zu vergewissern. Die – neutral gesprochen – Besucher werden dem kirchlichen Binnenraum unterschiedlich nahe stehen. Der gemeinsame Weg zum besonderen Ziel, das geduldige Anstehen und Warten und der gesammelte, schweigende Blick auf das Ausgestellte wird viele verbinden. Nicht jeder Besucher wird vom Gezeigten „betroffen“ sein und in „Andachtsstimmung“ kommen; einige wollen Zuschauer und Fern-Seher bleiben und nicht Teilnehmer an einer „Betefahrt“ werden. Jeder ist frei, Nähe und Distanz zum Gezeigten selbst zu bestimmen. Niemand *muss* sich für die Heiltümer begeistern. Werden die entgegengehaltenen Zeichen für sie nur „Zeugs“ und „Altkleider“ bleiben? Wohin die Pilger und die religiös motivierten Touristen das diesjährige Fest der Sinne und die Begegnung mit den uns dort gezeigten „Heiltümmern“ bewegen wird, ob also der „*Glaube in Bewegung*“ (so das Motto) und auf einen Heilsweg gerät, ob wir uns „geistesgegenwärtig“ zeigen vor dem uns Gezeigten, ob wir etwas aus der „Ferne“ (wie im Mittelalter mittels sog. „Aachenspiegel“³) auffangen und aufbewahren – das steht noch dahin. Es ist nicht vor auszusehen, ob die Präsentation der „biblischen“ Stoffheiltümer neue Leseerfahrungen mit dem alten biblischen Text freisetzt.

Die Zurschaustellung der Heiltümer wird bei manchen Wallfahrern bestenfalls „gemischte Gefühle“ auslösen. Was bedeutet es in dieser spätmodernen Epoche, zu einem mittelalterlichen Fest eingeladen zu werden? Ein solches „globales“ seit 1238 bzw. 1349 begangenes Ereignis hat Volksfest- und Eventcharakter und ist immer

auch ein „frommes Geschäft“. „Braucht“ die Gegenwartskirche solche Visualisierungen und Feste, um sich an einem Ort zu versammeln und den besonderen „Zauber des Katholizismus“ zu erleben? Sind die Heiltümer eine Belastung des Glaubens, oder führen sie zur Entlastung der Pilger? Können wir uns „Umwege“ über „tote Dinge“ leisten, den Aufenthalt bei Vorletztem und Vorläufigem, statt das unverbaute Panorama auf den verborgenen Christus frei zu halten?

Aachenpilger lassen sich vor (und mit) seltsamen „Realien“ sehen, denen trotz ihres hohen Alters aufgrund ihrer materiellen Wertlosigkeit ihre Würde und ideelle Bedeutung nur mit dem Blick des Glaubens anzusehen ist. Mein armer Glaube sucht nach dem „Zipfel“ des Mantels, der kranke Mensch langt nach dem Saum seines Gewandes (Mt 9,21), der flüchtigen Berührung des Heiligen im Vorbeigehen (vgl. Mt 5,25ff; Lk 8,46; Apg 19,11f). Wir „Thomas-Christen“ wollen auch sehen, um zu glauben (vgl. Joh 20, 25.29).

Domkapitel und Stadt Aachen machen es spannend. Das, was ansonsten unzugänglich, unnahbar, unverfügbar ist, gerät alle (sieben) Jubeljahre nach der zeremoniellen Öffnung des Marienschreins für eine gewisse Zeit ans Licht der Öffentlichkeit. Die Präsenz der vier großen biblischen Heiltümer dieser Stadt wird zum „Ereignis“. Die ansonsten im kostbaren Schrein-Reliquiar der – vor 600 Jahren eingeweihten – gotischen Chorkirche gehüteten Textilien, werden vor dem Licht und der Sphäre des Alltäglichen geschützt. Im Schrein verharren sie wie in einem Wartemodus und werden in diesem „Fest der Weisungen“ präsentiert. Die Visualisierung dieser alten Medien wird in Aachen liturgisch dramatisiert.⁴

Der Glaube ist keine Verschlussache, sondern ein „öffentliches Geheimnis“, auch wenn die Heiltümer uns in Aachen im geheimnisvollen „Spiel“ von Verbergen und Enthüllen dargeboten werden. Unsere Augen dürfen Symbole berühren, die wie durchlässige Membrane sind und uns zum berührbaren Gott hinführen wollen. Das Geheimnis des Glaubens ist nicht nur für

„Eingeweihte“ bestimmt, sondern ein Schatz in tönernen Gefäßen (2 Kor 4,7) – „für die vielen“. „Die Christen haben ein Mysterium, das nicht in Macht verwandelbar ist und das nicht rätselhaft ist. Im Gegenteil: Es ist allen bekannt – ohne Ausnahme. Gott ist öffentlich, er steht allen zur Verfügung.“⁵

Die vier verehrungswürdigen Realien von Aachen stehen (wie in Turin und Trier) dem Betrachter nicht permanent zur Verfügung; die zeitliche Begrenzung ihrer Präsentation und Inszenierung steigert ihre Bedeutung, ihren „Mehrwert“, ihre Aura. Die Zeichen geraten zum Zielpunkt einer Wallfahrt. Die Heiltumsfahrt, so wie sie im Mittelalter bis hin zur Reformation vielerorts gepflegt wurde, ist Überbleibsel einer Tradition von „Heiltums-Weisungen“⁶. Anderenorts (Nürnberg, Halle, Wittenberg ...) ging sie jedoch unter.

Menschen werden im Frühsommer 2014 kommen, die sich der Karls-Stadt und den Heiltümern vielleicht als Fußpilger oder Radfahrer in einer durchaus sportlichen Frömmigkeitsübung angenähert haben. Der Weg wird zur Schatz-Suche, vielleicht zur Schulung des Sehsinns. Am Pilgerziel – das keine Endstation ist! – wird Ehrwürdiges emporgehalten. Wir schauen etwas, das kein Blickfang für eine schaulustige Kirche ist, kein Idol, keine Dekoration, nichts Schönes und Farbenfrohes. Wir erblicken keine ästhetisch attraktiven Medien. Unsere Augen bleiben daran nicht kleben. Es besteht keine Befürchtung, dass wir an diesen materiellen Objekten allzu lange stehen bleiben.

Die Aufmerksamkeit pilgernder Menschen, auch das Sehverlangen neugieriger Zeitgenossen, wird für kurze Zeit auf vier Stoffe gelenkt, die der Kirche lieb und teuer sind. Kirche thematisiert nicht immer nur sich selbst mit ihren Licht- und Schattenseiten. Sie weist von sich weg auf eine Quelle, der sie sich verdankt und die doch nicht identisch mit ihr ist, sondern die „extra nos“ (Luther), außerhalb unseres Zugriffs, unseres Tuns und Glaubens, da ist. ER ist das Gegenüber der Kirche, er ist der uns Begegnende. Wir lassen uns etwas anderes zeigen als unser verkratztes Spie-

gelbild; im Spiel der „Weisungen“ werden wir über uns hinaus geführt. Allein diese Ablenkung und die – im Idealfall – selbstvergessene Hinwendung und „heilbringende Schau“ auf das zunächst fremde Andere, auf bedeutungsvolle Stoffe, kann eine erlösende Wirkung haben. Die Aufmerksamkeit, die wir den Zeichen schenken, ist ein nicht zu unterschätzendes geistliches Ablenkungsmanöver. Indem wir im Schauen auf seltsame Erinnerungszeichen aus uns heraus versetzt werden, finden wir auch zu uns. Wir werden in eine fremde, „pro nobis“ geschehene Geschichte hineinversetzt, die quasi an diesen Zeichen „klebt“. Es ist schön, wenn wir uns von Zeit zu Zeit mit dem zeigen, was uns heilig ist; und dass diese seltsamen Preziosen auch wieder vor dem permanenten Zugriff verborgen werden. Kirche hört aus der lautlosen und darum auch mehrdeutigen „Predigt“ der Heiltümer einen Impuls heraus, der dazu bewegen will, sich in eine fremde Geschichte – wie in ein Gewand – verwickeln zu lassen. Welcher Glanz soll von diesen filzigen, fleckigen Stoffen (in ihren vier Symbolfarben weiß, gelb, rosa, rot) aus Leinengewebe bzw. Ziegenwolle auf die Betrachter fallen? Der Eigensinn der Zeichen, ihre Fremdheit und Widerständigkeit, will ausgehalten werden.

An der Geschichte der Ankündigungsformeln der „Großen Heiltümer“, die im Mittelalter der sog. „Vocalissimus“ vornahm, ließe sich manche semantische Verschiebung ablesen: „Man wird (soll) euch zeigen...“ – so hieß es bis 1951. „Man wird euch zeigen das Tuch, *das wir verehren als ...*“ – so lautete die Formel 1958. „Lasst uns beim Anschauen des Tuches... die Mutter preisen...“, so kommentierte man 1965. „Wir verehren das Zeichen der Geburt.../, der Menschwerdung.../, des Zeugnisses.../, der Erlösung...“, so klingt es ein wenig *blass*⁸ seit 1993.

Die Zeichen werden uns gezeigt als das Umstands-Kleid Mariens, das sie bei Jesu Geburt trug (eine erstaunlich gut erhaltene „ganze“ Gewandreliquie), *als* die Windeln Jesu (bzw. die Hosen/ „Strümpfe“ des heiligen Josef⁹), als das Tuch, das sich um die

Lenden des sterbenden Jesus befand und *als* das Tuch, in dem der Kopf des Zeugen Täufers Johannes geborgen wurde. Bischof Klaus Hemmerle legte den Klang des Stauens in seine Deutung und predigte: „*Solch ein*“ Kleid trug Maria. „*So etwas*“ bedeckte Jesus. In diesen „Als-Verweisen“ und vielfältigen biblischen und dogmatischen Bezügen stehen die Zeichen. Man sieht den stummen Dingen ihre Bedeutung nicht an. Heißt das, dass die Kirche Deutungshoheit über die Stoffe besitzt, dass sie – quasi postmodern – den Heiligtümern Heils-Bedeutung „zuschreibt“ oder „abschreibt“, diese also mit „Sinn“ auflädt? Sind es Objekte kirchlicher Sinnsetzung und Zuschreibung? Die vier Zeichen werden als „transparente“ Stoffe verstanden, als Fingerzeige auf besondere heilsgeschichtliche Augenblicke; Textilien geraten in das österliche Gegenlicht der biblischen Texte; sie bringen die Betrachter in Kontakt mit dem Ursprungsgeschehen des Heils, mit dem Anfang und dem irdischen Ende Jesu, dem Geheimnis der „Geburtlichkeit“ (Hannah Arendt) des Erlösers, dem Kleid der „Schutzmantelfrau“, den tödlichen Konsequenzen des Zeugendienstes und der Beinahe-Nacktheit Christi und seines letzten irdischen Kleidungsstücks in seinem Erlösertod.⁹

Zeichen dessen, der sich auf uns einlässt

Jesu hat unsere Menschheit nicht nur angelegt wie ein Gewand, das er zurück lässt wie Windeln oder die Passionsreliquie des Lententuches. Der Himmel war in Ihm wirklich auf Erden und pilgert auf *uns* zu, die wir nicht Gnadenbilder, sondern zerkratzte Ebenbilder Gottes sind. Der Fleisch Gewordene schwebte nicht über den Dingen. Der Salvator blieb nicht nackte Haut, sondern er ließ sich in Hüllen der endlichen Welt kleiden. Man kann die vier Gewandreliquien als „brandea“ verstehen, als Berührungsreliquien, als Sekundärreliquien. „Unter“ dürftigem Gewebe ahnen wir den bedürftigen Gottessohn und die

ihn flankierenden Heiligen Maria und Johannes. Reliquien sind Ausdruck einer dem Katholischen eigentümlichen „Repräsentationsfrömmigkeit“ (Volker Leppin), insofern Zeichen der schon gewährten Nähe Gottes und der Vorwegnahme endgültiger Christusbegegnung. Menschen begegnen in den Tuchreliquien im symbolischen Sinn dem „Heiligen“, das sie erschüttert und beglückt, erschreckt oder entlastet. Und sie „taufen“ die Zeichen mit ihren Blicken und Gebete. Welch ein „heiliger Tausch“...

Was bedeutet es, wenn wir uns Heiliges zeigen und uns mit „Heiligem“ blicken lassen? Auch wenn es „weiche“ Stoffe sind – sie sind in ihrer „Objektivität“ Stolpersteine. Sie führen uns in keinen weltjenseitigen, abstrakten Ideenhimmel. Reliquien sind Symbole des Übergangs; gerade Gewandreliquien können wie ein Vorhang wirken, durch den der pilgernde Mensch in eine andere Welt tritt. Angesichts solcher materieller Überreste des „Heiligen“ werden wir auf die manchmal ärgerliche und im Religionsgespräch anstößige „Gegenständlichkeit“ der christlichen Offenbarung gestoßen, auf Gottes Vorliebe für das Konkrete und Episodenhafte. Die Heiligtumsfahrt nach Aachen kann eine Konzentrationsübung auf Gottes Eigenart werden und zur Blickumkehr motivieren. Ein wenig „Glanz“ von der unscheinbaren Aura der exponierten Stoffe könnte auf mich als Betrachter fallen. Die in Aachen präsentierten Textilien sind keine opulenten Ikonen. Sie laden ein, in aller Stille Statio zu halten vor dem, der sich mit Stoff dieser Welt umhüllen lässt. Sie erinnern den Pilger an die Unersetzbarkeit Jesu Christi, an den Dienst der Mutter, den ihr keiner abnehmen konnte, an das Angewiesensein des Glaubens auf die (Blut-)Zeugenschaft der Vorläufer und Boten. Will ich das sehen und durch das Gesehene „neu“ werden? Wir sollten das Gezeigte wichtig nehmen, weil Jesus das Irdische ernst nimmt, weil der Neugeborene auf die ihm entgegengebrachte Wärme „angewiesen“ ist. Er bringt keinen Himmelsleib und keine eigenen Himmelsgewänder mit. Er spricht der

materiellen alltäglichen Wirklichkeit eine neue Würde zu. Es gehört zum Ärgernis des Glaubens, dass der nackte und winzige Jesus auf die Hüllen angewiesen ist, die ihm Menschen boten. Die mittelalterliche Legende von den Josefshosen gibt – trotz der Kritik Luthers¹⁰ – dem Glauben noch heute Stoff zum Nachdenken¹¹.

Zeichen dessen, der uns fehlt

Wir leiden an der Verborgenheit des „Heiligen“ und an der eigenen Vergesslichkeit. Was bleibt von uns? Was bleibt vom Menschen, vom Glauben? Nur „zerbrochene Bilder“ (Th. Eliot), nur Museumsbestände? Was bleibt von Jesus übrig?¹² Etwas muss doch bleiben! Keine Überbleibsel von einem großen Menschen der Vergangenheit, sondern Unterpfänder, die das österliche Versprechen beglaubigen, dass ER real präsent ist, niemandem „gehört“ und unser aller Zeitgenosse bleibt!

Kirche ist mehr als Museumswärterin und Archivarin kostbarer Relikte und Erinnerungen. Es liegt nicht in ihrer Macht, Christus vor dem Vergessen zu bewahren und das fromme Andenken an ihn durch solche Zeigungs-Feste oder andere Aktivitäten kurzzeitig anzuregen. Kirche ist keine Reliquiensammlerin und Hüterin altherwürdigen Brauchtums. Sie wäre als fromme Nachlassverwalterin, die in kostbaren Kleiderkammern die Überreste einer heiligen Vergangenheit sammelt, völlig überflüssig.

Textile, auch Textilreliquien, sind „Oberflächenphänomene“, leblose Materie, denen das Wesentliche fehlt. Insofern sind sie „Leerstellen“, „Hüllen der Heiligen“¹³, ein „Transparent des Heils“ (Erich Strick). Sie bilden ein „Dazwischen“, sind nicht die zweite Haut Christi oder der Heiligen. Sie sind Reste, nicht die Selbstgabe des Auferstandenen. Sie „gehören“ Aachen, doch der Auferstandene „gehört“ aller Welt. Sie sagen lautlos: Haltet euch nicht zu lange auf bei uns! Geht weiter, viel weiter! Geht Ihm entgegen! Das bei Heilumsweisungen so bedeutsame Optische und Haptische

wird nicht diskreditiert, aber durchkreuzt und geweitet. Darum ist es wichtig, diese Symbole als mystagogische Wegzeichen in die Messfeier zu verstehen und in der Predigt zu deuten, sie hineinzutauchen in die Feier der Eucharistie, in das Gabe-Geschehen der Messe und in das Evangelium. „Textere“ heißt „weben“, ein faltenreiches „Gewebe“ schaffen. Denn im Kontext von Wort und Sakrament erfüllt sich die verheißungsvolle Einladung des „Kommt und seht!“ (Joh 1.39) in der (vorläufigen) Erfüllung „Schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist!“ (Ps 15,3). Gerade weil es mangelhafte und ausgesprochen „diesseitige“ Zeichen sind, machen sie Lust auf „ganz Anderes“. Und weil sie buchstäblich „Oberflächliches“ sind, verlangen sie nach Tiefgang und Tiefblick. Die Einbettung der Heilumszeigung in das eucharistische Geschehen (auf dem Aachener Katschhof) unterstreicht auch in der katholischen Glaubenswelt den bescheidenen Stellenwert der Reliquien gegenüber Wort und Sakrament.

Diese vier Zeichen, obwohl „nur“ Wegzeichen, fokussieren den Blick. Sie werden zu Fluchtpunkten einer pilgernden Glaubensbewegung. Man kann den „gotischen Menschen“ verstehen, dass er ungeduldig nach mehr verlangte als den Blick auf einen noch so prächtigen Schrein. In der im 13. und 14. Jahrhundert spürbaren „Wende zur Sichtbarkeit“ ist der mittelalterliche Aachenfahrer dem „modernen“ Zeitgenossen überraschend verwandt. Das Heilige kann nicht ständig unter Verschluss gehalten und in kostbaren Behältern „beigesetzt“ werden. Wir leben noch heute vom Wandel der Sehgewohnheit und der Mentalität, wie sie sich im 13. und 14. Jahrhundert Bahn brach, der Seh(n)sucht nach dem Konkreten, nach Medien und charismatischen Objekten - und seien sie noch so klein und bescheiden. Die für die Tradition der Heiligtumsfahrt markanten Jahre 1239 und 1349 stehen im Zeichen des Wandels der Mentalitätsgeschichte. Das Heilige muss angemessen aufbewahrt werden und soll auch ans Licht. Der Unfassbare soll fassbar sein. Und wir Betrachter legen uns

mit unseren Blicken und unseren scheuen, skeptischen Annäherungs- und Gebetsversuchen zu den Zeichen dazu und „laden“ sie mit unserer „Frömmigkeit“, auch mit unserem Suchen und Fragen „auf“. Die vier Hauptreliquien Aachens wirken wie eine Deesis-Gruppe; ER ist flankiert von der Mantelfrau Maria und dem ihm vorlaufenden Blutzengen Johannes. Diese Geschichte muss erzählt werden. Die Zeichen wollen hinein getaucht werden in das Wort Gottes, in die Weisung der Deuter, in Gebet, Gesang und Segen, vor allem in das eucharistische Geschehen, in dem Er sich uns „im Gewand der Hostie“ gibt. Sie gönnen dem pilgernden Auge einen kurzen Halt, und relativieren sich selbst, weil sie uns Ausschau halten lassen nach dem Advent Christi, der solche irdischen Hüllen im Grab zurückgelassen hat.

Gott, du Armer!

Wir sehen so wenig. Und doch vermitteln die Zeichen die Botschaft: ER ist wirklich zur Welt gekommen. Ist diesen Zeichen eine Spur eingeschrieben? Sind sie „Träger“ einer Botschaft, sind diese Äußerlichkeiten Ausdruck des Lebensgefühls Jesu und Marias? Indem die Kirche diese Zeichen zeigt, stellt sie eine „Sicht“, einen „Stil“ des biblischen Lebens dar. Und das, was wir sehen, ist unbefriedigend, denn es sättigt nicht mein „Schauverlangen“. Die Zeichen entsprechen zutiefst demjenigen, auf den sie verweisen. Diese Analogie des Glaubens zwischen Zeichen und denen, auf die sie verweisen, macht sie so authentisch. Es sind „arme“ Zeichen, wie ein Substitut, ein Ersatz für den, den wir vermissen und anderenorts glauben. Sie passen wie eine „biblia pauperum“ zu der „wertlosen Wahrheit“¹⁴, die das Evangelium ist. Insofern sind sie „authentisch“. Es sind fleckige Tuchreste, an denen sichtlich der Zahn der Zeit nagt, notdürftig als Packen zusammengeschnürt. Ja, ein solches Tuch hat Gottes Blöße bedeckt! Die Textilien werden in kostbaren Brokatstoffen gelagert, ihre Armseligkeit damit ein

wenig kaschiert. Die Tuch-Reliquien sind etwas Zurückgelassenes. Sie besagen von sich her zunächst nichts, erzählen nur vom „Absens“ Jesu. Sie sind keine Beweisstücke, sie machen vielleicht ratlos. Wer davor steht, nähert sich zugleich an und tritt zurück; wir verlangen nach Ihm. Darum muss in der Feier der Weisung die Transparenz der Stoffe gewährleistet sein. Wir verehren sie als Zeichen, die an das erste und das letzte Kleid Jesu erinnern. Jesus war kein Uniformträger, er hatte keine Stoffwahl – zwischen Samt, Seide und Kaschmir –, keine Kleiderwahl, er hüllte sich nicht in hierarchische Paramente. Der, der in seinen irdischen Tagen das profane Laiengewand trug und der am Ostermorgen zum Vater ging, hinterlässt Spuren, lässt Hüllen fallen und Textilien zurück (Joh 20,5-7). Die Zeichen von Aachen können sich auch erschreckend gegen mich und meine angemäÙte Wohlanständigkeit richten. Habt ihr nicht mehr zu bieten? In ihrer materiellen Wertlosigkeit können wir sie nicht aufwerten oder „aufhübschen“.

Die Heiligtumsfahrt ist mehr als eine religionspädagogisch „nützliche“ Chance, mehr als eine pastoral nützliche Veranstaltung. Wir können die Zeichen in ihrer funktionalen „Unbrauchbarkeit“ auch nicht in eine endgültige eindeutige Deutung hineinpressen. Weil die Heiltümer semantisch aufgeladene Zeichen und Altertümer sind, gehen sie mit der Zeit. So hatten und haben sie unterschiedlichen Epochen etwas zu sagen. Sie sind anregend; ansonsten verlören sie ihre Verweiskraft, sie wären tot und lägen dem Glauben im Weg. Ihnen ist ein seltsamer Überschuss eigen, etwas Überbordendes, ein Sinn, der sich entzieht und doch immer wieder neu gesucht und innovativ artikuliert werden muss. Sie umkreisen uns nicht, sondern machen den Weg frei; sie sind „Nebensachen“ des Glaubens, die auch zu denken geben. Mit ihnen verbindet sich eine Erinnerung, die wir nicht vergessen dürfen. Die armen Zeichen bedürfen des Kontextes, des Wortes, der Deutung, damit sie zu Brücken und Scharnieren werden.

Wenn die Kirche hoch hinaus will, wird sie in der Konfrontation mit diesen unspektakulären Stoffen zurückgestoßen auf den arm-seligen Gott und seine gewöhnlich aussehenden und ohnmächtigen Zeugen Maria und Johannes. Allein dem Glauben erschließt sich, dass solche Zeichen die uns in Aussicht gestellte Lebensfülle (Joh 10,20) ahnen lassen. Wir werden von den textilen braun-gräulichen Habseligkeiten biblischer Gestalten zum „ewigreichen“ Gott und seiner armen Heiligkeit weitergeleitet, der nackt und entblöÙt war, der arm wurde, damit wir reich würden, der nicht ohne uns (nicht ohne Maria und Johannes) unser Salvator sein will. Er hat den Umweg über unsereins gewählt, um uns zu erlösen (auch wenn manche nichts der Erlösung Bedürftiges in sich entdecken). Diese Abwärtsbewegung Gottes in Christus wird anschaulich. Der Pilgerweg Gottes zu seinem Ebenbild geht unseren noch so frommen und begeisterten Heiligtumsfahrten zu Gnadenbildern und Kontaktreliquien und unseren armen Nachfolgewegen vorweg. Wichtiger als die Frage nach der Echtheit, Beglaubigung und historischen Identität der Stoffzeichen ist also die anlässlich einer Wallfahrt besonders unaufschiebbare Selbstprüfung, wie echt und wahrhaftig ich vor dem stehe, den ich in, unter und mit den Zeichen feiere.¹⁵ Mit wem zeige ich mich sonst? Überfällt mich Scham, Glaubensscham (2 Tim 1,8), wenn ich in Zusammenhang gebracht werde mit solchen „Resten“?

Die Weisung will Ein-Weisung in die Christusgeschichte sein. Sie setzt Assoziationen und Bezüge frei, die mich hinbewegen wollen in ein Heilsgeschehen, das sich mir zuliebe und zugute ereignet hat. Wird mir im Blick auf die Windeln Jesu aufgehen, dass ich manchmal „schief gewickelt“ bin? Werden mich die Stoffreste „gleichzeitig“ machen mit SEINER Geschichte, in die ich unweigerlich verwickelt bin? Er kam „für mich“, gleich ob ich seinen Weg mitgehe oder mir die Christusgeschichte vom Leib halte.

Pilger zu den Heiligtümern müssen warten. „Der lange und gewaltlose Blick auf

den Gegenstand“¹⁶ lässt mich fragen: Bringe ich die Geduld und Gelassenheit auf, zu warten, ob Er mir entgegenkommt? Wird Er mir aufgehen? Werde ich mich in Verbindung bringen lassen mit Christus, mich Seinem Gegenblick aussetzen und Ihn näher an mich heranlassen als einen eng anliegenden Stoff?

„Andacht zum Unbedeutenden“¹⁷

Mit der Wendung „*Andacht zum Unbedeutenden*“ bezog sich der Kunsthistoriker Sulpiz Boisserée 1815 in einem Brief an Goethe - durchaus abschätzig und spöttisch gemeint - auf eine Buchbesprechung A. W. Schlegels über das Buch „Altdeutsche Wälder“ der Gebrüder Grimm, diese Sammler deutscher Volkssagen und Märchen. Der Kunstsammler kritisierte mit dem zu einem Schlagwort gewordenen Spottnamen die romantische Anstrengung der beiden Grimms für das Abseitige und Nebensächliche, ihre vermeintlich kleinkrämerische Sammlungs- und Bewahrungswut. Bald jedoch erhielt diese Wendung einen positiven Klang, und die Beharrlichkeit der Grimms, auch das scheinbar Geringste zu sammeln und das ansonsten Übergangene zu bewahren, wurde anerkannt.

Genau darum geht es während der „Befahrt“ zu den textilen „Überresten“ in Aachen: Eingeebt wird die fast verlernte Andacht zum leicht Übersehbaren, zum Kontingenten und scheinbar Nebensächlichen, zu Überresten mit deutlichen Gebrauchsspuren. Wir spüren die seltsame Macht der banalen Dinge, die Liebe Gottes zum Detail und die Hochachtung der Kirche auch für die Rettung und Bewahrung des Fragments, des Stofffetzens, des hin-fällig Gewordenen. Wir sollten uns wie in einer Collage die vier Heiltümer vor Augen halten als Mosaikstücke des Christus- und des Glaubenslebens. Sie sind auch „stumme Erinnerungsspeicher“. Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann sagt: „Relikte-Monumente haben die Aufgabe, die Ereignisse der wunderbaren Vorzeit mit der

realen Gegenwart zu verbinden. Sie sind Brücken über den Abgrund des Vergessens hinweg, den sie ebenfalls manifestieren“.¹⁸

Den Aachener Heiltüchern geht alles Grandiose und Heroische ab. Wir versenken uns für kurze Zeit in eigentümliche schweigsame Dinge und lassen sie zu uns sprechen. Wer das Sensationelle, Berausende und Spektakuläre sucht, ist hier fehl am Platz; und die Verantwortlichen einer Heiligtumsfahrt sollten Acht darauf geben, dass die Feier dieses Glaubensfestes den schwachen, anstößig-unbedeutenden Objekten angemessen bleibt. Sie wollen zur staunenden Neugier anregen, doch sollten sie bescheiden und unprätentiös inszeniert werden. Räume der stillen Betrachtung der lautlosen Dinge (und des lautlosen Gottes) und Gelegenheit zur scheuen Berührung (durch die Kranken) sollten vorbereitet werden. So politisch bedeutend der Besitz dieser Heiltümer war und ist, sie bleiben „Randobjekte“. Uns wird die Vergänglichkeit aller Dinge, auch der heiligen Zeichen, vor Augen geführt. Es gilt, dafür einen Spürsinn zu entwickeln und sich für eine gewisse Andachtszeit geduldig und gelassen zu versenken in das scheinbar Abseitige. Es ist immer noch Zeit, „aus dem Besonderen zum Allgemeinen“ aufzusteigen (L. v. Ranke). So notwendig dieser Überstieg, die „Entrümpelung“ der Kirche von allem Überflüssigen und der „Blick für das Wesentliche“ ist - das „Wesentliche“ ist nicht abstrakt zu haben: es verbindet sich inkarnatorisch mit dem Zufälligen und Unansehnlichen. Deshalb sollte man sich nicht zu schnell davonstellen oder - peinlich berührt - die skandalösen „leeren Hüllen“ altersfleckiger Heiltümer hinter sich lassen. Die „Andacht zum Kleinen“ (E. Cassirer) gehört zur Wahrheit des Evangeliums: gerade dem Unbedeutenden und Randständigen wächst Bedeutung zu. Nichts ist so unbedeutend für Gott, dass es auf den Abfallhaufen gerät (vgl. Mt 18,10f; Joh 6,12, 1 Kor 1,26.28).

Wer sich diesen Zeichen stellt, ahnt: „Etwas ist dran...“ Mit Bischof Klaus Hemmerle gefragt: Können uns die antiken Stoffres-

te aus dem Vorderen Orient „Orientierung geben für die Wegsuche heute? Sie zeigen uns, bis wohin Gott uns entgegengegangen ist. Sie zeigen uns, welchen Weg er genommen hat, um sich uns zu schenken.“¹⁹

Anmerkungen:

- ¹ Zitiert nach: Anton Legner, Reliquien in Kunst und Kultur zwischen Antike und Aufklärung, Darmstadt 1995, S. 325. Und Luther: „Ob wir gleich aller heiligen gebeine und heiligen und geweythe kleider auff einen hauffen hetten, so werde uns doch nichts damit geholfen. Denn es ist alles tod ding, das niemand heiligen kann.“ (M. Luther, Großer Katechismus 3. Gebot 1519, WA 30/I, 145, S. 19).
- ² 2014 findet in der Wallfahrtslandschaft Rheinland eine „Mehrorte-Wallfahrt“ statt: In Kornelimünster und Mönchengladbach werden Schürztuch, Grabtuch, Schweißtuch, Purpurmantel und Abendmahlstuch gezeigt. In Aachen werden zudem die drei „kleinen Heiligtümer“ verehrt – als die Geißelstricke, der Gürtel Christi und der Gürtel Mariens. Vgl. Heinrich Schiffers, Zur Geschichte der Heiligtumsfahrt nach Aachen und Kornelimünster sowie ihre Riten, in: „Aachen zum Jahre 1951“. Rheinischer Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz 130 (1951) Sonderband, S. 167–177. Dieter P.J. Wynands, Geschichte der Wallfahrten im Bistum Aachen, Aachen 1986, S. 58–106.
- ³ Zu diesen originellen Pilgerandenken: Kurt Köster, Gutenbergs Aachener Heiliumsspiegel, in: Fritz Hodeige (Hrsg.), „das werck der bucher“. Von der Wirksamkeit des Buches in Vergangenheit und Gegenwart. Festschrift für Horst Kliemann. Freiburg 1956, S. 284–301, besonders S. 293f.
- ⁴ Vgl. Jörg Rüpke, Religion medial, in: Jamal Malik u.a. (Hrsg.), Religion und Medien. Vom Kultbild zum Internetritual. Münster 2007, S. 19–28.
- ⁵ Hans-Joachim Sander in der „Kirchenzeitung für das Bistum Aachen“ vom 20. Oktober 2013, S. 33.
- ⁶ Christof. L. Diedrichs, „Man zeigte uns den Kopf des Heiligen“. Bausteine zu einer Ereigniskultur in Mittelalter und Früher Neuzeit. Berlin 2008, S. 143–187, 283–285. Hartmut Kühne, Ostensio reliquiarum. Untersuchung über Entstehung, Ausbreitung, Gestalt und Funktion der Heilumsweisungen im römisch-deutschen Regnum (Arbeiten zur Kirchengeschichte Bd. 75). Berlin/New York 2000, S. 153–197.
- ⁷ Georg Minkenber, Die vier großen Heiligtümer und ihre textilen Hüllen, in: Dieter P. J. Wynands (Hrsg.), Der Aachener Marienschrein. Aachen 2000, S. 159–165, hier S. 161.

- ⁸ Zu Recht die Anfragen an die reformierte Formel von Thomas Föbel, Kontinuität im Wandel – Beobachtungen zur Theologie der Heiligtumsfahrt, in: Wynands Marienschrein, S. 182–184.
- ⁹ Hermann Joseph Brosch, Wenn ich nur sein Gewand berühre. Theologische Besinnung zur Aachener Heiligtumsfahrt. Aachen 1951, S. 41.
- ¹⁰ Martin Luther, Weimarer Ausgabe 10/I, 66,1–7 und WA 51, 189.
- ¹¹ Anregend von evangelischer Seite: Fulbert Steffensky, Die Hosen des heiligen Josef, in: Ders., Gewagter Glaube. Stuttgart 2012, S. 141–148 und Magdalena L. Frettlöh, „Gott ist im Fleische“. Die leibeigene Dimension der Inkarnation beim Wort genommen, in: in Jürgen Ebach (Hg.), „Dies ist mein Leib“. Leibliches und Leibhaftiges bei Gott und den Menschen (Jabbog 6). Gütersloh 2006, S. 186–229. Von katholischer Seite im Blick auf das Scandalum des nackten Christus: Gottfried Bahl, Der schwierige Jesus. Innsbruck 1994, S.43–76.
- ¹² Reiner Sörries, Was von Jesus übrig blieb. Die Geschichte seiner Reliquien. Darmstadt/Kevelaer 2012, bes. S. 49f u. S. 125f.
- ¹³ Hedwig Röckelein, „Die Hüllen der Heiligen“. Zur Materialität des hagiographischen Mediums, in: Bruno Reudenbach/ Gia Toussaint (Hrsg.), Reliquiare im Mittelalter. Berlin 2005, S.77–88.
- ¹⁴ Eberhard Jüngel, Wertlose Wahrheit. Christliche Wahrheitserfahrung im Streit gegen die „Tyrannei der Werte“: Ders., Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens. Theologische Erörterungen. München 1990, S. 90–109.
- ¹⁵ Die Frage nach der historischen Echtheit der Reliquien ... wird heute wie wohl nie zuvor in der Kirchengeschichte von einer anderen, viel radikaleren Echtheitsfrage überlagert: Nämlich von der Frage nach der Wahrheit der christlichen Botschaft überhaupt“; so: Föbel a.a.O. (Anm. 8) S. 173f. Vgl. auch Klaus Hemmerle, „Sind die Windeln wirklich echt?“ Interview, abgedruckt in: Neues Rheinland Heft 8, 22(1979) S. 7–9. Ders., Wegzeichen zur Neuen Stadt. Geistliche Spuren von Heiligtumsfahrt und 89. Deutschem Katholikentag 1986. Aachen 1987.
- ¹⁶ Theodor W. Adorno, Anmerkungen zum philosophischen Denken, in: Ders., Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt 1969, S.14.
- ¹⁷ Günter Bader, Die Andacht zum Unbedeutenden. Vom Ursprung der Theologie. Rheinbach 2009, S. 11–16.
- ¹⁸ Aleida Assmann, Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 2009, S. 55.
- ¹⁹ Bischof Klaus Hemmerle (gestorben 1994) im Hirtenbrief zu den Heiligtumsfahrten 1993.

Eucharistie und Alltag

Ein Glaubenszeugnis im Rahmen des Eucharistischen Kongresses¹

Hinführung

Von dem polnischen Schriftsteller Stanisław Lec stammt das kurze Wort: „Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit – aber wie heißen die Verben dazu?“

Es wäre durchaus anregend, auch einmal darüber nachzudenken: Wie lautet eigentlich das Verb zu „Kirche“? Ist es „bauen“, oder „glauben“ oder „strukturieren“? Während es in diesem Fall verschiedene Möglichkeiten gibt, weil das Verb mit dem Hauptwort nicht automatisch mitgeliefert wird, sieht dies bei kirchlichen Vollzügen anders aus. So z. B. bei der Eucharistie.

„Eucharistie“ trägt ihr Verb in sich: „*eucharistein*“ – „danken“. Nun ist es ein Spezifikum des Griechischen, dass man Verben im Wörterbuch nicht im Infinitiv findet (also: „danken“), sondern in der ersten Person: „*eucharistéo* – ich danke“.

Von daher ist die Eucharistie besonders geeignet für die Form des Glaubenszeugnisses, um die es hier geht. Nicht ein Fachvortrag zum allgemeinen Verständnis oder zu einer Spezialfrage der Eucharistielehre steht an; auch keine Unterweisung, was andere bzw. Sie tun sollen. Erst recht gilt kein Ausweichen ins unverbindliche „man“: Man müsste, man sollte, man könnte etc. Ein Glaubenszeugnis ist vielmehr die Rede von sich selbst. Nicht weil ich besonders gut bin, besonders zum Vorbild tauglich; auch nicht, weil es um meine Person geht; sondern weil der persönliche Vollzug dessen, was wir mit Glauben verbinden, der letztlich auf den unsichtbaren, transzenden-

ten Gott zielt, die größte Anschaulichkeit bietet und darin vielleicht für andere am ehesten Hilfe sein kann, den eigenen Weg zu finden. Ob Sie sich positiv anregen lassen oder sagen: „So auf gar keinen Fall!“, ist dabei zunächst völlig egal.

Wie kommen also Eucharistie und mein Alltag zusammen?

1. Eucharistie ist nicht Alltag

Für mich ist Eucharistie nicht Alltag. Das ist keine Frage der Häufigkeit. Es ist ein Unterschied zu machen zwischen „täglich“ und „alltäglich“. Auch die täglich gefeierte Eucharistie wäre für mich nicht Alltag. Wäre sie Alltag, hätte sie meinem Alltag nichts mehr zu sagen.

Eucharistie ist aber für mich: Feier als Unterbrechung der Zeit. In ihr bin ich nicht produktiv. Ich stehe nicht unter Zeitdruck. Es gibt keinen anderen Zweck als da zu sein vor Gott und mich in seine Gegenwart zu stellen – zusammen mit anderen, die sich genau deshalb, weil Gott ihnen etwas bedeutet, Zeit für ihn genommen haben.

Eucharistie folgt nicht dem Prinzip des „do ut des“ – „Ich gebe, damit du gibst“. Ich leiste nichts in dieser Zeit. Denn der Inhalt der Eucharistie besagt: Wir feiern die Liebe Gottes, die in Jesus Christus menschliche Gestalt gewonnen hat:

- in einem Leben, das ganz und gar im Dienste stand, den *Vater* zum Zuge kommen zu lassen;
- in einem Sterben, das alle Tode dieser Welt und alle damit verbundenen Fragezeichen und alle Schmerzens- und Verzweiflungsschreie eingeschlossen hat;
- in einer Auferweckung, die diesem Leben aus dem *Vater* Recht und Zukunft gegeben hat.

Der so vom Leben durch den Tod ins endgültige Leben gegangene Gottessohn ist gegenwärtig in seiner Liebe, die sich durch nichts aufhalten lässt. Weil dieser Jesus gegenwärtig ist und weil sein Handeln sich

nicht an eine Vorleistung gebunden hat nach dem Motto: „Ich gehe erst ans Kreuz, wenn Du, Mensch, das und das für mich getan hast oder wenn Du mir versprichst, künftig dieses oder jenes zu tun“ – deshalb ist Eucharistie für mich der Moment reinen Daseins. Ich darf empfangen; ich darf hören und muss keine Reden halten; ich darf essen und habe keine Mahlzeit bereitet; ich darf mich betend in Worte fallen lassen, die ich mir nicht ausdenken muss; ich darf in Lieder einstimmen, die Saiten in mir zum Schwingen bringen, die der Alltag eher verstummen lässt.

Ich brauche auch keine Masken zu tragen. Weder muss ich mit Erfolgen prahlen; dankbar darf ich ihrer vor Gott gedenken. Noch muss ich mich der Niederlagen und des Versagens schämen; Gott weiß eh darum und sagt: „Du darfst dennoch sein. Ich entmutige Dich nicht.“

Und das verleiht Kräfte für den Alltag. Nicht immer, nicht immer im gleichen Maße. Mal bin ich Fels, mal der Boden unter Dornen, mal lasse ich mich nur so oberflächlich berühren, dass schon der nächste Alltagsvogel vor der Kirchentür die Saat des Wortes und des heiligen Brotes aufgepickt hat. Aber dann gibt es auch die Male, die Schwachheit in Kraft, Trauer in Freude, Verzweiflung in Wut, enorme Anspannung in wirkliche Gelassenheit, Wut in Nachsicht und Vergebungsbereitschaft, das Gefühl innerer Leere in Fülle, Verachtung in Respekt, Todessehnsucht in Lebensdankbarkeit verwandeln. Ja, weil Eucharistie nicht Alltag ist und ich in ihr gar nichts bestimme, aber auch nicht die, die sonst in meinem Lebens etwas zu bestimmen haben, sondern allein der anwesende Herr, der die Mühseligen und Beladenen, aber auch die Frohen und einfach nur Dankbaren zu seinem Tisch lädt, deshalb vermag die nichtalltägliche Eucharistie meinen Alltag zu verändern.

eucharistéo: Ich danke Gott, also lebe ich auf - im Alltag.

2. Eucharistie ist Feier des nicht Selbstverständlichen

eucharistéo – Eucharistie als Feier des Dankens für das Liebeshandeln Gottes steht in einem großen Horizont. Sie schließt mich ein in einen zeitübergreifenden Zusammenhang: Schöpfung und Ende der Welt; die Erde als Bereich der auf Erden Lebenden und den Himmel als Bereich Gottes mit allen, die vor mir waren und geglaubt haben und nach mir sein und glauben werden. Dieser Glaubenskosmos des Dankens und Verdankens bindet mich ein in eine Grundhaltung, die meinen Alltag prägt:

Nichts, aber auch gar nichts ist selbstverständlich.

Vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, vom Stehen-, Gehen- und Liegen-Können über Kleidung, Essen und Trinken, Arbeitsplatz und Haus, Urlaub und Freundeskreis, Hygiene, Gesundheit und ein Leben in einer friedlichen Zone dieser Welt – nichts, aber auch gar nichts ist selbstverständlich. Und weil das so ist und ich zutiefst glaube, dass alles Leben sich verdankendes Leben ist und bessere Umstände nicht nur eine Frage von Leistung und Können und Fleiß sind und was sonst zu nennen wäre, weil z. B. Gesundheit, Intelligenz oder mein Geburtsort nicht meiner Verfügung entspringen, glaube ich wirklich, dass Paulus Recht hat: „Es gibt nicht mehr Griechen und Juden, Sklaven und Freie, Männer und Frauen: Alle sind einer in Christus“ (Gal 4,10). Die Unterschiede, die es natürlich gibt, bedeuten keinen Unterschied in der Würde.

Das ist sehr lebenspraktisch. Beim Begrüßen ist mir der Pförtner nicht weniger wichtig als der Kardinal; die Bereitschaft zum Zuhören ist bei einem Obdachlosen nicht geringer als bei denen, die sonst meinen Vorträgen lauschen; die Sache der Schwachen ist ebenso meine wie die Sache eines Starken, von dem ich mir Vorteile erhoffe. Ich bin auch in diesen Dingen kein Heiliger. Aber wo es mir nicht gelingt, solche Unterschiedslosigkeit der Würde zu leben, habe ich genug Stoff für den nächsten Bußakt in der Eucharistie. Die Nicht-Selbstverständ-

lichkeit unseres Daseins, das Sich-Verdanken unseres Daseins führt mich zu einer großen eucharistischen Verbundenheit mit allen. Und ich hoffe, dass es nicht zu viele sind, die gegen mich aufstehen müssen, um zu sagen: „Mich hast Du aber unwürdiger behandelt.“

Es gibt aber noch eine zweite Umsetzung dieses Aspekts der Eucharistie in den Alltag. Sie ist vielleicht banal, mir aber wichtig. Weil nichts selbstverständlich ist, halte ich am Tischgebet fest – wo immer ich bin. Und zum ihm gehört auch das Kreuzzeichen. Das Tischgebet ist so etwas wie die ganz kleine Eucharistie im Alltag. Zum ihm gehört dasselbe Kreuzzeichen, das auch die Eucharistie eröffnet und beschließt: Es verbindet meine Taufe mit dem gegenwärtigen Augenblick und setzt im Zeichen denjenigen gegenwärtig, der als der Gekreuzigte, Auferweckte und zum Vater Erhöhte lebt. Es erinnert dieselbe Dreifaltigkeit, zu der neben Vater und Sohn auch der Heilige Geist gehört, der im Hochgebet über die Gaben herabgerufen wird, dass sie zu Leib und Blut Christi werden, und der herabgerufen wird, dass er die feiernde Gemeinde sowie die ganze Kirche zur Einheit zusammenführe. Im Tischgebet danke ich demselben Vater, dem Jesus gedankt hat, wenn er Brot, Wein oder Fisch in seine Hände nahm.

Das Tischgebet lässt das Essen Essen sein, macht es nicht zur Eucharistie, aber es stimmt in die Grundhaltung ein, die auch Eucharistie bestimmt: Dankbarkeit.

Aus ihr zu leben, verändert den Alltag. Es gibt mehr Anlass zur Freude, weil es immer wieder etwas Neues zu entdecken gibt, für das ich dankbar sein darf. Das Selbstverständliche stumpft ab.

Es gibt noch genug Momente, in denen sich ganz andere Gefühle als Dankbarkeit in den Vordergrund drängen: Unzufriedenheit, Ärger, Wut, Gereiztheit; fehlende Gelassenheit, weil ich meine, alles käme auf diesen einen Augenblick und in diesem Augenblick käme alles auf mich an. Als sei da kein anderer am Werk; als gäbe es den nicht, der mich immer wieder zur Eucharistie einlädt. Deshalb verbindet sich für mich

mit der Eucharistie als großem Dankgebet ein ebenso großes Bittgebet: „Herr, wandle mich, wie Du diese Gaben in Leib und Blut Deines Sohnes wandelst.“ Dieses Gebet wird nie aufhören. Noch meine letzte Eucharistiefeier wird nicht nur Dankgebet sein, sondern auch diese Bitte um Wandlung umfassen, weil ich ein eucharistischer Mensch sein möchte, der aber trotz aller kleinen Wandlungen von Mal zu Mal auf Neues in sich trifft, das der Wandlung bedarf.

Wohin die Wandlung gehen soll, hat für mich der Jesuit Pierre Olivaint zum Ausdruck gebracht:

*„Wachse, Jesus, wachse in mir
in meinem Geist,
in meinem Herzen,
in meiner Vorstellung,
in meinen Sinnen.
Wachse in mir
in der Milde,
in deiner Reinheit,
in deiner Demut,
deinem Eifer,
deiner Liebe.
Wachse in mir
mit deiner Gnade,
deinem Licht
und deinem Frieden.
Wachse in mir
zur Verherrlichung deines Vaters,
zur größeren Ehre Gottes.“*

In Kurzform findet sich diese Wandlungsbitte vor dem Kommunionempfang. Ich weiß, dass manch einer gerade dieses Gebet für zu viel in der Eucharistie hält, weil doch die Buße schon am Anfang der Eucharistie erfolgt ist. Aber ich bete es nicht als Bußgebet, nicht als ein Zerknirschter, sondern als ein freudig der Wandlung Bedürftiger: „Sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund.“ Im Hebräischen meint „Seele“ das Leben, alles, was die eigene Person ausmacht und ihren Puls schlagen lässt. Ich als Person bedarf des Wortes des Herrn und glaube zugleich daran, dass er mich wan-

deln kann, gesunden lassen kann, wo ich von dem noch entfernt bin, wie ich von Gott her sein könnte. Diese mangelnde „Würde“ („Herr, in bin nicht würdig ...“) quält mich nicht, sondern beschreibt nur, dass ich kein Vollendeter bin – wie alle anderen auch. Nur Gott ist die Vollendung. Auf dem Weg dorthin führt jede Eucharistie mich weiter, weil Gottes Wort – das gesprochene und das Wort, das Fleisch geworden ist und sich in Brot und Wein gibt – wirkt!

eucharistéo – ich lebe dankbar und im Wissen um meine ständige Wandlungsbedürftigkeit. Das ändert den Alltag, wo mir dieses Leben gelingt. Denn es wachsen Achtsamkeit und Nachsicht – Haltungen, die den Umgang miteinander gar nicht genügen können.

3. Eucharistie als Feier des Ich im Wir

Ich bin ein Individualist – wie viele Menschen unserer Zeit. Eucharistie scheint dies zu verstärken, wenn ich das „Ich“ so betone: *eucharistéo* – i c h danke. Doch die Eucharistie bindet mein „Ich“ ein in das größere „Wir“ der aktuell Mitfeiernden und der ganzen Kirche. Ohne die Kirche hätte ich keinen Glauben. Mit Anderen dem Glauben feiernden Ausdruck zu geben stärkt diesen meinen Glauben, der sonst in der reinen Selbstbezogenheit versanden würde.

Drei „Wir's“ der Eucharistie sind mir besonders wichtig:

Das erste ist verborgen und kommt leider gar nicht so oft vor. Ich meine das Schuldbekenntnis. Darin „bitte ich die selige Jungfrau Maria, alle Engel und Heiligen und euch, Brüder und Schwestern, für mich zu beten bei Gott, unserem Herrn“. Eine merkwürdige Verwobenheit kommt hier zum Ausdruck: Ich bitte die anderen Anwesenden samt den Himmlischen, für mich zu beten. Aber indem ich das tue und die anderen dasselbe beten, bin ich zugleich

gefordert, dasselbe für alle anderen zu tun: für sie zu beten. Welch eine Eingebundenheit in die Solidarität aller, die alle gleichermaßen das Erbarmen Gottes brauchen. Tendenziell beanspruche ich es doch am liebsten und vor allem für mich selbst. Das Schuldbekenntnis lässt mir zu solcher Privilegiensuche keine Chance. Diese Haltung verändert den Alltag. Privilegienverzicht heißt die Devise, die aus der Eucharistie erwächst, oder mit Paulus: „Einer schätze den anderen höher ein als sich selbst“ (Phil 2,3).

Das zweite „Wir“ ist das zentrale Bekenntnis nach dem Ausruf: „Geheimnis des Glaubens“: „Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis du kommst in Herrlichkeit.“ Der Glaube ist nicht mein, sondern unser Glaube. Wie viel von dieser Gemeinsamkeit findet sich im alltäglichen Miteinander wieder? Hier wird mir die Eucharistie zur ständigen Anfrage an mein Handeln und Denken.

Das dritte „Wir“ steht in den Bitten im zweiten Teil des Vaterunser. Es geht nicht um „mein Brot“, sondern um „unser Brot“, „unsere Schuld“ und „unsere Versuchungen“. Der Blick der Eucharistie ist ein Weltblick, der meine Individualsicht sprengt. Auch hier habe ich sicher noch viel Wandlungsbedarf. Aber die Eucharistie hilft mir, die von Gott her gemeinte Perspektive im Alltag nicht aus dem Blick zu verlieren.

eucharistéo – ich danke zusammen mit all den anderen, die dies mit mir tun, und stellvertretend für die, die es noch nicht können. Es gab eine Werbung, die nach dem Muster funktionierte, dass etwa beim Wort „unglaublich“ die letzten drei Buchstaben herausgestellt wurden („unglaubl**ICH**“), um das „Ich“ zu betonen. Was kommt für ein Alltag heraus, wenn das „Ich“ der letzte Motor der Gesellschaft ist!

Eucharistie drängt mich dazu, vielleicht mit einem anderen Wort im Alltag zu werben: „Wirksamkeit“. Bei diesem Wort würde ich die ersten drei Buchstaben herausstel-

len: *WIR*ksamkeit. Was im Dienste des „Wir“ steht, ist ein guter Motor.

Zugleich setze ich nicht auf die Ich-Lösung, sondern auf die *ER*-Lösung. Erlösung erwarte ich von Gott her. Wo dieses „*ER*“ durch ein „Ich“ ersetzt wird, welches auch immer, gehen die Lösungen immer auf Kosten anderer. Eucharistie sagt mir: Gott erlöst nicht auf Kosten anderer, sondern allein auf seine Kosten. Er lässt sie sich sein Leben kosten, damit *WIR* leben können.

eucharistéo – ich danke, dass die Eucharistie meinen Blick auf *IHN* lenkt und auf das *WIR*. Das verändert meinen Alltag, weil er von einem Raum der Durchsetzung meiner Interessen zu einem Wirkraum wird mit großen *WIR* am Anfang, der mich fragen lässt – nicht: „Was muss ich tun, dass ich aufatmen kann?“, sondern: „Was muss ich tun, dass andere aufatmen können – dass wir aufatmen können?“

Aufatmen können und dürfen – das ist eine der biblischen Definitionen, was Leben von Gott her heißt (vgl. Ex 23,12).

Anmerkungen:

¹ Gehalten im Hohen Dom zu Köln am 6. Juni 2013

Barbara Schachtner

Stimme – Bewegung – Wort

Durch meine Tätigkeit als Sängerin, Regieassistentin und Dozentin für praktische Rhetorik am Erzbischöflichen Priesterseminar in Köln durfte und darf ich meine Ohren und meine Augen für die Zusammenhänge von Wort, Stimme und Bewegung schärfen. Doch erst durch die Schule der Achtsamkeit, das „Herzoffenhalten“, das mein geistliches Leben fordert, eröffnete sich der Geschmack der Anbindung an das Wort, an den Ton, an die Bewegung und ermöglicht mir immer wieder eine Begegnung in der Tiefe. Dabei zeigt sich mir immerzu auf's Neue eine unendliche Vielfalt an Möglichkeiten, die sich als Lebensaufgabe darstellt. Denn das Auseinandersetzen mit geistlichen, mystischen Texten, aber auch mit profanen Texten fordert ein kompromissloses Einlassen: eine Herzoffenheit – Lauheit lässt mich das Wort, die Musik nicht erleben oder begreifen. Das Gegenteil ist es, das mich in das Beziehungsgeschehen stellt: Das Wagnis, die Kühnheit des sich Einlassens.

In der Auseinandersetzung mit diesem Thema liegt mein Schwerpunkt in der Achtsamkeit.

Es geht also in all diesen Dingen um die Fähigkeit zur hohen Achtsamkeit.

Das bedeutet, die Wahrnehmung sensibilisieren, um die Zusammenhänge zu erkennen. Die Dinge und Geschehnisse in Beziehung zu stellen. Das gesprochene Wort, die Stimmgebung und die körperliche Bewegung in Beziehung zu mir zu stellen und der dadurch entstehenden Resonanz im Innern nach außen hin Ausdruck verleihen. Oder umgekehrt, durch das Wort, die Stimmgebung und den unterschiedlichen Körperhaltungen nach in-

nen geführt zu werden. Die Feier der Liturgie bietet dazu unzählige Möglichkeiten, die mein Gebet und meinen Glauben verinnerlichen und vertiefen lassen.

Im Anfang war das WORT.

Das Wort, ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und mir.

Zwischen meinem Innen und Außen.

Ein Beziehungsgeschehen zwischen mir und meinem Gegenüber.

Dieses Beziehungsgeschehen kann ohne Achtsamkeit nicht sein.

Der Keim hierfür liegt in der Stille, klein und unscheinbar.

Wie widerfuhr es dem Propheten Elias am Berg Horeb, als er sich in der Höhle verbarg? Er begegnete Gott, dem Wort, nicht im Feuer, nicht im Erdbeben oder im Sturm, sondern im „verschwebenden Schweigen“ (Martin Buber).

Durch diese stille Berührung wusste er wieder zu handeln, wusste er wieder zu sprechen, denn darin gründete sein Handeln und Tun.

Wenn sich also diese Erfahrung in der Stille, im Kleinen, im Unscheinbaren vollzieht, will das Erlebte hörbar und sichtbar in ihrer entsprechenden Gestalt nach außen dringen. Die Form der Liturgie, all ihre Gebete, Gesänge und Haltungen entstehen aus diesem Antrieb. Diese geistliche Umgebung wird so für uns und durch uns zum Ausdruck unseres Glaubens, unserer Hingabe an Gott. Bis zu einem Sich-Fallen-Lassen in Gott.

Dann ist der Mensch durchlässig für das Wort! In Leib und Stimme.

Wenn der Geist so wirken darf, kann das Wort in Gänze erfahren werden.

Dann ist das Du Motor unseres Handelns und liegt auf dem Grunde unseres Tuns.

Vom Ich zum Du.

Vom Du im Ich zum Ich im Du.

Ein Beziehungsgeschehen - immerfort.

Hierfür möchte ich zwei unterschiedliche Körperhaltungen anführen:

Als erstes komme ich auf den Friedensgruß zu sprechen. Darin zeigt sich die Begegnung, die Berührung mit meinem Gegenüber unmittelbar - vom Du im Ich zum Ich im Du.

Nachdem die Einladung zum Friedensgruß ausgesprochen ist und wir dieser nachkommen, kann das Betrachten, wie ich dies tue, hilfreich sein. Wie ich zum Beispiel meinem Gegenüber die Hand reiche: zögerlich, auf Abstand bedacht oder ihm zugewandt in der Geste? Ist mein Blick offen, versteckt?

Dem folgt unmittelbar, fast zeitgleich, wie eine Spiegelung, das Wahrnehmen meines Gegenübers selbst.

Die wichtigste Frage aber, die sich auftut, ist, kam es überhaupt zu einer Begegnung? Oder war es eine leere Handlung, die ich ausführte, weil ich dazu aufgefordert wurde? Diese Fragen dienen nicht der Bewertung meines Handelns, sondern sollen eine Anregung zum Erkennen und Wahrnehmen dessen sein, was ist. Denn das was gegeben ist, darf ich im selben Augenblick wertfrei und voll Vertrauen Gott hingeben.

Begegnung - ein Stoßgebet des Augenblicks.

Gott schenkt uns seine Aufmerksamkeit ohne Umschweife in jeder Berührung, in jedem Augenblick.

Das Hinknien hingegen, als zweites Beispiel, ist eine Körperhaltung die meinem Gegenüber nicht zugewandt ist. Sie führt gänzlich in die Innerlichkeit - vom Ich zum Du - und ist vielmehr eine Form, um meiner inneren Regung Ausdruck zu verleihen. Oder ein Hingeführtwerden zu einer inneren Haltung. Sich dieser Haltung hingeben in aller Konzentration und sich in Liebe dahinein übergeben, lässt mich die dazu gesprochenen Worte tiefer erfahren und erleben.

Gott gab sich uns am Kreuz hin. Er gibt sich uns tagtäglich in der Hostie, im Leib Christi ganz und gar - immerfort.

Wenn ich mich für diese abgründige Liebe auch im Augenblick des Singens offen und achtsam halte, mich von dem, was in mir ist und um mich stattfindet, nicht abtrenne, sondern im Gegenteil, all das mit hinein nehme, entsteht durch die Stimme eine Beziehung zu den Mitsingenden und den Schweigenden aus der Gottesdienstgemeinde und ich schließe letztlich auch die nicht Anwesenden mit ein! So wird das Singen zum klangvollen und beseelten gemeinschaftlichen Gebet und kann in ein tiefes umarmendes Schweigen führen.

In jeglicher Form geht es um die Ausrichtung, das Achten auf den Leib Christi, der durch unsere Person durchklingen will.

Jedem ist ein anderer Zugang gegeben. Dem einen liegt die Sprache nahe, dem anderen ist das Verharren in den verschiedenen Bewegungen zugänglicher und wieder andere finden vornehmlich durch das Singen bzw. durch die Musik Anbindung an das Wort; die Liebe. Es gilt, das für sich herauszufinden und zu kultivieren und schließlich nicht darin zu verharren, sondern zu versuchen, sich in allen Formen zu erfahren und zum persönlichen Gebet werden zu lassen.

Solange ich nicht den Mut aufbringe, mich in diesem Sinne auszusetzen, nicht von meinen Vorstellungen ablasse, wie dieses oder jenes sein soll und ich mich folglich nicht einlasse, wird sich die Achtsamkeit, die für diese Anbindung wesentlich ist, nicht bilden!

Die Liturgie ist ein reicher und unerschöpflicher Quell, worin wir dieses Beziehungsgeschehen erfahren und kräftigen dürfen.

Möge das Wort, der Gesang, die Bewegung für uns zur Glaubenserfahrung werden! Von innen nach außen und von außen nach innen - das bedeutet Authentizität. Der Nährboden für eine wahre Begegnung und Ansprache.

Für den Menschen ist es daher wichtig, voran-zu-schreiten. Sich immer wieder darin zu üben; dran zu bleiben und das „verschwebende Schweigen“ (Martin Buber), das in allem

verborgen liegt zuzulassen. Keine Bedeutung erwarten. Kein Tun sonst, einzig die Aufgabe, sich im Innern dafür zu öffnen. Es ist ein sich Zulassen, ein Wirkenlassen, ein sich davon Berührenlassen in der grundlosen Tiefe unserer Seele.

Eucharistie als Leben aus der Taufe

Eine Nachlese zu den Geistlichen Führungen zum Baptisterium am Kölner Dom während des Eucharistischen Kongresses vom 5.-9. Juni 2013

Zum theologisch-inhaltlichen Programm des Eucharistischen Kongresses in Köln gehörten auch drei Geistliche Führungen, die zum „Baptisterium am Dom. Kölns erster Taufort“ führten. Die schmerzliche Trennung am Tisch des Herrn, die in einer Podiumsdiskussion des Kongresses mit hochrangigen Gästen aus der Ökumene unter dem Titel „In der Taufe geeint – im Mahl getrennt. Erfahrungen der einzelnen Konfessionen“ thematisiert wurde, unterstrich die Bedeutung der Taufe als Hoffnungsträger für die Ökumene. Im Ausschreibungstext für die Geistlichen Führungen fand dies ebenfalls Ausdruck: „Das frühchristliche Baptisterium am Kölner Dom ist eines der ältesten Zeugnisse der Christenheit im Rheinland. Es zeugt von der existentiellen und ökumenischen Bedeutung der christlichen Initiation durch Taufe, Geistsalbung und Taufeucharistie.“¹ Mit diesen Worten war die Intention der Führungen klar beschrieben. Es ging darum, den inneren Zusammenhang der drei Initiationssakramente bewusst zu machen und ein Verständnis der Eucharistie als ein Leben aus der Taufe zu wecken. Die Geistlichen Führungen fanden mit jeweils ca. 40–50 Personen großes Interesse. Treffpunkt war das Kölner Domforum, an dem der Autor dieses Artikels die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als Referent begrüßte und eine erste geschichtliche und topographische Einordnung des Ortes vornahm. Außerdem bereitete er sie mental auf das unwürdige städtebauliche

Umfeld vor, in dem sich das Baptisterium an der Ostseite des Kölner Doms zu dieser Zeit noch befand.²

Auf dem Weg zum Baptisterium

Zwei Stellen am Rande der sogenannten Domplatte helfen, den Ort des Baptisteriums im römischen Köln zu lokalisieren. Vom Domforum aus sieht man in nördlicher Richtung eine Nachbildung des Seitentors des nördlichen Haupttores der Claudia Colonia Ara Aggripinensium. Von hier zog sich der *cardo maximus*, die Hauptstraße (heutige Hohe Straße) von Norden nach Süden durch die Stadt. Ein Blick auf das Schaubild des römischen Köln (3.-4. Jh.) zeigt, dass die Lage des heutigen Kölner Doms sich im nord-östlichsten Zipfel des antiken Kölns – unmittelbar an der Stadtmauer gelegen – befindet. Unweit vom Südportal des Domes grenzt die östliche Seite der Domplatte (Roncalliplatz) am Römisch-Germanischen Museum. Durch große durchgehende Glasfenster schaut man auf das ca. 3–4m tiefer gelegene, ca. 75qm² große antike Dionysos-Mosaik, auf das man 1941 beim Aushub des Geländes stieß. Nach dem Krieg wurde es zunächst provisorisch freigelegt und seit 1974 wird es mit der Fertigstellung des Römisch-Germanischen Museums als dessen Glanzstück an Originalstelle präsentiert. Die Ausmaße des Museums entsprechen ungefähr denen der ehemals das Mosaik beherbergenden römischen Villa. Das prachtvolle Bildwerk zeigt in der Mitte Dionysos gestützt auf einen Satyr. Auf dem Boden ein umgestürzter Krug, ein weiteres Indiz für den trunkenen Zustand, in dem der Zeus-Sohn und Weingott hier präsentiert wird. Jahreszeitliche und paradisische Motive flankieren die Szene. Das Dionysos-Mosaik wird ins zweite Viertel des 3. Jh. datiert. Es ist Teil einer wohlhabenden römischen Wohngegend im nord-östlichen Winkel der Stadt. Nicht weit davon entfernt befindet sich die Stelle des Baptisteriums ungefähr in gleicher Höhe gelegen. Damit sind wich-

tige Anhaltspunkte für die Datierung des Baptisteriums und seine Vorgeschichte gegeben (siehe weiter unten).

Auf dem Weg zum Baptisterium stößt man erneut auf Dionysos. Eine Skulptur von Hans Karl Burgeff, Teil eines Brunnens im sog. Dionysoshof, zeigt ihn in einer gewundenen Drehung mit ausgestrecktem Arm ein Füllhorn in der Hand haltend. Burgeff schlägt mit seinem Kunstwerk bewusst einen Bogen vom Dionysos-Mosaik zum Baptisterium und lässt den Dionysosbrunnen als dessen paganes Gegenstück erscheinen.

Das Baptisterium am Kölner Dom³

Es handelt sich um ein achtseitiges Taufbecken mit nach innen geschwungenen Seitenwänden. Die originale Verputzung auf der Innenseite ist gut erhalten. Zusammen mit den äußeren Mauervorlagen, die als Stützen für ein Ziborium bzw. Baldachin fungierten, hat die oktagonale Piscina einen Durchmesser von 4,70 m.⁴ Die Stufen auf beiden Seiten, die ins Becken hinein- bzw. hinausführen, sind nord-südlich, also nicht wie sonst üblich west-östlich ausgerichtet.

Als das Becken bei Grabungsarbeiten 1866 n.Chr. zufälligerweise gefunden, freigelegt und von Dombaumeister Richard Voigtel mit einer Ziegelsteineinhausung zum Schutz umgeben wurde, entdeckte man unter dem Becken ein weiteres, etwas kleineres Becken. Dies lässt aufhorchen und wirft zugleich die Frage nach der Datierung des Taufbeckens auf. Aus bauphysikalischen Gründen ist das Baptisterium ins 6. Jahrhundert, also in die Merowingerzeit zu datieren.⁵ Von daher darf man mutmaßen, dass das Kölner Baptisterium (Becken und Taufhaus) im Zusammenhang mit der Christianisierung der Frankenstämme errichtet wurde, die nach der Vereinigung der Salfranken und Rheinfranken zu einem Volk durch den Merowingerkönig Chlodwig I. und nach dessen Taufe in Reims (497 oder 498 oder 507 n. Chr.) einsetzte. Das Baptisterium ist nicht nur das älteste archäologische Zeugnis für das Christentum

im Rheinland, sondern zudem auch wichtigstes Indiz dafür, dass es Anfang des 6. Jh. einen Bischof und eine Bischofskirche in Köln gegeben haben muss, obwohl im *Catologus episcoporum Coloniensium* (Bischofslisten) für den Zeitraum von 400 – 590 n. Chr. keine Bischöfe aufgeführt werden. Baptisterien, erst recht solch ein großes repräsentatives, wurden in dieser Zeit aber immer nur im Zusammenhang mit einer Bischofskirche errichtet, was folgerichtig auf die Existenz eines Bischofs rückschließen lässt, der die Initiations sacramente spendete. Die älteste urkundliche Erwähnung eines Bischofs aus Köln, Maternus, im Jahr 313 n.Chr., wird in diesem Jahr mit dem 1700jährigen Bistumsjubiläum gefeiert. Möglicherweise hat es aber schon zuvor einen Bischof bzw. Bischöfe in Köln gegeben, mit Sicherheit aber eine christliche Gemeinde.⁶ Vor der Konstantinischen Wende trafen sich Christinnen und Christen in Häusern, um dort Gottesdienst zu feiern und sich auf die Taufe vorzubereiten. Oder handelte es sich um ein Wohnhaus, das wie etwa in Dura Europos in Syrien zu einer Hauskirche umgebaut worden ist?⁷ Hat in Köln die Wahl dieses Ortes für das Baptisterium mit einer viel älteren christlichen Tradition an dieser Stelle zu tun? Hätten die Franken nicht viel repräsentativere Orte in der Stadt auswählen können als diese enge Stelle im Winkel der nördlichen und östlichen römischen Stadtmauer? Was hat es mit dem kleineren Becken unter der Piscina auf sich? Hat man es aus Pietätsgründen eingebaut, weil es zuvor zum Taufen genutzt wurde? Das Dionysos-Mosaik aus der Zeit um 225–250 n. Chr. erinnert uns daran, dass die sich hier befindlichen gut ausgestatteten Profanbauten genug Platz für gottesdienstlicher Versammlungen auch größerer Gruppen boten.

Es gibt m. E. also gute Indizien dafür, dass das heutige Baptisterium auf eine viel ältere christliche Tradition und Versammlungsort an dieser Stelle verweist, die möglicherweise bis in die erste Bebauungsphase der hier befindlichen Stadtvillen zurückreicht. Das wäre die Zeit, in der in Rom

mit der „traditio apostolica“ (Apostolischen Überlieferung), die dem Heiligen Hippolyt von Rom früher zugeschrieben wurde, bereits eine feste rechtliche und liturgische Ordnung vorlag, in der auch das Taufkatechumenat und die Taufpraxis dieser Zeit schriftlich vorliegt.

Taufvorbereitung und Taufliturgie gemäß der „traditio apostolica“⁸

Die Apostolische Überlieferung enthält grundlegende Ausführungen zur Taufe, so zum einen das „Romanum“, ein sehr altes Taufbekenntnis, das als Vorform des Apostolischen Glaubensbekenntnisses angesehen wird. Außerdem kann man sich hier ein genaues Bild von der intensiven Vorbereitung auf die Taufe und Taufliturgie verschaffen wie man sie sich auch für Köln im 3./4. Jh. vorstellen kann.

- Die Bewerber um das Katechumenat mit dem Ziel der Aufnahme ins Christentum mussten für ihre Bewerbung einen Bürger (sponsor) finden.
- Lag eine Empfehlung des Bürger vor, unterzogen sich die Bewerber einer ersten Prüfung, die die Lebensführung und Intention der Bewerbung betraf. Dann erst erfolgte die Zusage für das etwa dreijährige Katechumenat.
- Diese Einführung erfolgte durch Lehrer bzw. Katecheten, Laien und Priester. Die Vorbereitung bestand vor allem darin, zusammen mit anderen, das Wort Gottes kennenzulernen, es zu hören und auf es zu hören; sich zu fragen, was es für das eigene Leben und Hineinwachsen in die christliche Gemeinschaft bedeutet. Wenn man so will, wurde in homöopathischen Dosen eine Umsetzung des Glaubens ins eigene Leben gelernt. Damit verband sich eine fundamentale Neuausrichtung der Lebensweise im geistlichen wie auch im ethischen und gesellschaftlichen Sinne.

- Nach ca. zwei Jahren folgte eine zweite Prüfung, an die sich dann in der Fastenzeit mit der abschließenden Taufe in der Osternacht die unmittelbare Vorbereitung auf die Taufe anschloss. Die Taufkandidaten wurden in dieser Phase „electi“ (Ausgesonderte) oder „competentes“ (Geeignete) genannt, in den Ostkirchen „photizomenoi“ (Erleuchtete), das sind jene, denen die Augen des Glaubens geöffnet wurden. In diese Phase fiel auch die Übergabe des Glaubensbekenntnisses.

Der Ablauf der Tauffeier:

- Die Tauffeier begann mit einer Handauflegung, Beschwörung, Anhauchung und Bezeichnung mit dem Kreuz durch den Bischof.
- Das Wasser und das „Öl der Danksagung“ wurden sodann von ihm geweiht und das Öl der Beschwörung“ (Katechumenenöl) exorziert. Die Täuflinge entkleideten sich unterdessen.
- Dann traten zuerst die Knaben heran, darauf die Mädchen, die Männer und die Frauen. Zum Westen gerichtet widersagten sie dem Satan mit der Formel: „ich widersage dir, Satan, deinem Pomp und deinen Werken“ (Apotaxis).
- Es folgte eine Salbung mit Exorzismusöl und nach Osten gewendet die Zusage an Christus, die Syntaxis. Die Täuflinge waren dabei bereits nackt.⁹
- Ein Diakon bzw. eine Diakonissin bei Frauen stieg sodann mit dem Kandidaten/der Kandidatin ins Wasser. Nach Osten gewendet legte dort ein Priester dem Täufling die Hand aufs Haupt und es folgten die drei Fragen nach dem Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist und das dreimalige Bekenntnis „Ich glaube“. Es folgte eine weitere Salbung. Daraufhin legten die Täuflinge ihre Kleider an und zogen in die Kirche ein.

- In der Versammlung der Gemeinde erfolgte die Geistsalbung durch Handauflegung, Salbung und Versiegelung der Stirn mit Öl durch den Bischof.
- Es folgte die erste Teilnahme am Herrenmahl, die Taufeucharistie.

Taufe – Geistsalbung – Taufeucharistie erfolgt hier in unmittelbarer zeitlicher Abfolge nacheinander wie dies im Falle der Erwachsenentaufe in der röm.-kath. Kirche heute ebenfalls geschieht und in den orthodoxen Kirchen bei der Säuglingstaufe. Der innere Zusammenhang und die gegenseitige Verwiesenheit der Initiations sakramente wird dabei viel deutlicher als in der später bis heute praktizierten zeitlichen Aufspaltung, die zudem die ursprüngliche Reihenfolge aufgegeben hat.

So intensiv wie diese Vorbereitungszeit auf die Taufe erlebt wurde, so auch die Taufe selbst. Die mystagogischen Tauf-Katechesen des Cyrill von Jerusalem, die Tauf-Katechesen von Theodor von Mopsuestia, Johannes Chrysostomos, Ambrosius und Augustinus geben uns einen lebendigen Einblick in das Symbolgeschehen der Taufinitiation.¹⁰ Hauptsymbol ist das Element Wasser, das in der Bibel mit einer Fülle von Konnotationen verbunden ist. Es steht für Leben und Reinigung, aber auch für Zerstörung und Tod. Die Taufe ist wie der Durchgang durch das Rote Meer bzw. ein Übergang von einem Ufer zu einem anderen, neuen Ufer. Die „eine Taufe zur Vergebung der Sünden“ (Nicäno-Konstantinopolitanum) besagt, dass die Getauften darauf vertrauen können, dass sie von Gott her gesehen nichts mehr von ihm trennen kann. Auch ihnen gilt die Stimme aus dem Himmel bei der Taufe Jesu, die sagt: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden“ (Mk 1,11). Die Getauften sind als geliebte Töchter und Söhne in die Gotteskindschaft und in die Gemeinschaft der Getauften, die Kirche, hineingenommen.

Auch das Taufbecken fand unterschiedliche Ausdeutungen. Dabei möchte ich nur

folgenden Aspekt betonen: die Deutung des Taufbeckens als Mutterleib und entsprechend die Deutung des Taufwassers als Fruchtwasser, die Taufe also eine Geburt zu einem neuen Leben in Jesus Christus aus dem Heiligen Geist. Paulus sagt: „Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöpfung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden“ (2 Kor 5,17)

„In Jesus Christus sein“ – das ist die Berufung des Taufglaubens. Sie besteht darin, in das Gottesverhältnis Jesu hineingenommen zu sein: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns eins sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Sie ist ein lebenslanges, also tägliches und prozesshaftes Geschehen, das sich nährt aus dem Gebet, dem Hören auf das Wort Gottes und der Feier des Glaubens in der Gemeinschaft der Getauften, insbesondere der Eucharistie, warum sie ökumenisch auch so sehr ersehnt wird. Sie gilt dem einzelnen Getauften, aber auch der Gemeinschaft der Getauften insgesamt.

In dieser Taufberufung besteht auch die Mission des Taufglaubens, den Auftrag des auferstandenen Gekreuzigten, das Evangelium den Menschen zu bringen und zu taufen. Eine Mission nach außen (ad extra), die eine Mission nach innen (ad intra) voraussetzt. Die Mission der Taufe nach innen ist das Hineinkriechen in die Taufe – wie Luther es ausgedrückt hat – ist die tägliche Taufe, in der wir dem Heiligen Geist, der Erstlingsgabe der Getauften, immer mehr Raum in unserem Leben und Handeln geben. Eine tägliche Mission, Bitte um den Heiligen Geist, Bitte um den Glauben, den Gott uns schenkt und schenken will. Eine Gabe und Aufgabe, die nicht nur die einzelnen Getauften individuell betrifft, sondern auch die Gemeinschaft der Getauften; die Taufe ist ein ökumenischer Auftrag.¹¹

Taufe – Eucharistie¹²

Seit frühster Zeit ist die Frage nach dem Verhältnis von Taufe und Eucharistie höchst bedeutsam. Der große Kirchenlehrer

des Ostens, Johannes Chrysostomos (349 oder 344 - 407 n. Chr.), kommt in einer seiner Taufkatechesen ausdrücklich auf den Zusammenhang von Taufe und Eucharistie zu sprechen und zwar mit Blick auf die durchbohrte Seite Jesu am Kreuz als Ursprung der Kirche: Wollt ihr noch aus einer anderen Sicht erfahren, welche Kraft das Blut Christi hat? Schaut, woher es kam und wo es seine Quelle hatte: von oben, vom Kreuz, aus der Seite des Herrn. Denn die Schrift berichtet: Als Christus bereites tot war, aber noch am Kreuz hing, kam ein Soldat und stieß mit der Lanze in seine Seite, und sogleich flossen Wasser und Blut heraus (vgl. Joh 19,33f): Das eine war Symbol für die Taufe, das andere für die Eucharistie. Deswegen sagt die Schrift nicht: Blut und Wasser flossen heraus, sondern zuerst floß das Wasser heraus und dann das Blut, da zuerst die Taufe kommt und dann erst die Eucharistie ... Aus beiden entstand die Kirche: 'Durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung im Heiligen Geist' (Tit 3,5), durch Taufe und Eucharistie..."¹³

Johannes Chrysostomos stellt uns mit dieser Deutung die fundamentale ekklesiologische Bedeutung der Taufe neben die der Eucharistie vor Augen. Wie sehr Taufe und Eucharistie aufeinander bezogen sind, wird deutlich, wenn man sich klar macht, dass jede Eucharistiefeier immer auch Tauferinnerung ist bzw. sein sollte.¹⁴

Kreuzzeichen

Das fängt schon mit dem Kreuzzeichen mit Weihwasser beim Betreten der Kirche und dem Kreuzzeichen bei der liturgischen Eröffnung des Gottesdienstes an. Es erinnert uns, dass wir getauft sind im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Allgemeines Schuldbekennnis

In der Taufe ist die Vergebung der Sünden jedem Getauften zugesagt und geschenkt, von Gott her kann uns nichts mehr von ihm trennen kann. Von daher ist Umkehr möglich. Die „Taufe zur Vergebung der Sünden“ schenkt Versöhnung: „Wenn also jemand in Christus ist, dann ist er eine neue Schöp-

fung: Das Alte ist vergangen, Neues ist geworden. Aber das alles kommt von Gott, der uns durch Christus mit sich selbst versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen hat... Wir sind also Gesandte an Christi statt, und Gott ist es, der durch uns mahnt. Wir bitten an Christi statt: Lasst euch mit Gott versöhnen“ (2 Kor 5, 17-18)!

Kyrie

Im römischen Staatskult musste der Kaiser als Kyrios-Gott bekannt werden; zeitweise wurden Christen, die sich dem verweigerten, verfolgt, mussten diese, die nur Christus als Kyrios akzeptierten, ihr Zeugnis mit dem Martyrium bezahlen. Die Taufe ein Herrschaftswechsel zu Christus als dem einzigen Kyrios. Getaufte rufen Christus als den Kyrios an; nicht den Kaiser oder sonst eine geschaffene Wirklichkeit.

Asperges

Ein leider nur noch selten geübter Ritus in der römisch-katholischen Kirche, der im Sonntagsgottesdienst anstelle des Bußaktes vorgenommen werden kann und der durch Besprengung mit Weihwasser sinnhaft an die Taufe als Umkehrgeschehen erinnert.

Lesung/Evangelium

Die Hinführung zur Taufe bestand im Kennenlernen und Hören auf das Wort Gottes: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,10) – so Paulus. Davon berichtet auch die Apostelgeschichte: „Als sie dies hörten (die Pfingstpredigt des Petrus), traf es sie mitten ins Herz, und sie sagten zu Petrus und den übrigen Aposteln: 'Was sollen wir tun, Brüder?' Petrus erwiderte ihnen: 'Kehrt um! Jeder lasse sich auf den Namen Jesu Christi taufen zur Vergebung eurer Sünden, und ihr werdet den Heiligen Geist als Gabe empfangen' (Apg 2,37-38).

Glaubensbekenntnis

Das Credo ist ein Taufbekenntnis, das die Neugetauften nach ihrer Taufe zum ersten Mal mit der gesamten Gemeinde beteten. Die drei Fragen und Antworten im Taufri-

tus: Glaubst du an Gott, den Vater, den Schöpfer des Himmels und der Erde – Ja, ich glaube; Glaubst Du an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn usw. – Ja, ich glaube; Glaubst Du an den Heiligen Geist, – ja, ich glaube! – entsprechen der Dreiteilung des Glaubensbekenntnisses bzw. der darin enthaltenen drei Glaubensartikel.

Eucharistisches Hochgebet

Die Eucharistie ist eine anamnetische Feier. In ihr wird Jesu letztes Mahl mit den Jüngern, sein Leiden und Tod am Kreuz erinnert und vergegenwärtigt durch die Herabrufung des Heiligen Geistes. Sie ist zudem Vorgeschmack des eschatologischen Hochzeitsmahls des Lammes. Beim letzten Mahl Jesu mit seinen Jüngern hat Jesus mit dem Brot- und Kelchwort, also in einer Zeichenhandlung deutend vorweggenommen, was mit ihm geschehen würde, Sterben und Tod in der Hoffnung auf Gott, den Vater. Paulus erinnert die Römer daran, dass sie durch die Taufe in dieses Geschehen mit hineingenommen sind. „Oder wisst ihr nicht, dass wir alle, die wir auf Christus Jesus getauft wurden, auf seinen Tod hingetauft sind? Wir wurden durch die Taufe mit ihm in seinen Tod hinein begraben, damit wir, wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters vom Tod auferweckt wird, auch unseerseits in dem neuen Leben wandeln.“¹⁵

Vaterunser

Im Vaterunser ist der gesamte Vaterunser-Glaube Jesu enthalten, also das ganze Evangelium in Kurzform – wie schon die Kirchenväter es bezeichneten. Zitat Ambrosius: „Du siehst, wie kurz dieses Gebet ist, aber (es ist) mit allen Vorzügen ausgestattet. Welch große Gnade enthält (schon) das erste Wort.“¹⁶ Das erste Wort „Vater“ „Abba“ erinnert uns an das Geschenk der Gotteskindschaft in der Taufe: „Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus (als Gewand) angelegt. Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, denn ihr alle seid ‘einer’ in Christus Jesus

... Weil ihr aber Söhne (und Töchter, R.W.) seid, sandte Gott den Geist, der ruft: Abba, Vater.“ (Gal 3,27-28; 4,6). Zugleich werden wir damit auch an die Taufe Jesu erinnert, an die Stimme aus dem Himmel: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden.“ (Mk 1,11)

Kommunion

Bereits die Taufe schenkt Teilhabe am Leib Christi: „Durch den einen Geist wurden wir in der Taufe alle in einen einzigen Leib aufgenommen, Juden und Griechen, Sklaven und Freie; und alle wurden wir mit dem einen Geist getränkt“ (1 Kor 12,13). Diese Teilhabe am Leib Christi wird in der Communio mit dem Leib Christi in den Gaben von Brot und Wein gestärkt und genährt.¹⁷

Segen und Sendung

Unsere Mission ist der Taufglaube: „So geht hin und werbet Jünger für mich bei allen Völkern, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes und sie alles halten lehret, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis zur Vollendung der Welt“(Mt 28,19-20).¹⁸

Konsequenzen

Mit diesen Erläuterungen und der Einladung zum gemeinsamen Beten des Vaterunsers, dem Gebet der Getauften, fand die Geistliche Führung zum Baptisterium am Kölner Dom ihren Abschluss.

Die Reaktionen auf die Geistliche Führung und den Ort zeigen, dass der „genius loci“ hilft, eine Ahnung dafür zu wecken bzw. das Bewusstsein zu stärken, worin die Destination der Taufe und Berufung des „in Christus sein“ besteht. An diesem Ort drängt sich wie von selbst die Frage auf, welche Konsequenzen daraus für die Pastoral zu ziehen wären angesichts einer fast postchristlichen Gesellschaft im Übergang von volkskirchlichen Verhältnissen zu einem persönlich entschiedenem Chris-

tentum und Kirchesein. Schon Tertullian stellte für das Christwerden und Christsein prägnant fest: "Fiunt non nascantur Christiani" (Christ wird man, man ist es nicht von Geburt an, Apologeticum, 18).

„Das Baptisterium am Dom. Kölns erster Taufort“ ist vor allem auch ein Ort, der an die ungeteilte Christenheit erinnert. Die „Erklärung der gegenseitigen Anerkennung der Taufe“ durch elf Mitgliedskirchen der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland aus dem Jahr 2007 hat die ökumenische Bedeutung der Taufe zuletzt nochmals eindrucksvoll herausgestellt.¹⁹

Und schließlich erscheint mir überaus er-wägenswert, was Prälat Bartmann aus Trier im Anschluss an die Geistliche Führung zum Ausdruck brachte. Er konstatierte: „Was wir jetzt bräuchten, wäre ein Tauf-Kongress!“²⁰

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Programmheft des Eucharistischen Kongresses (EuKo), S. 124,126, 129. Die Führungen fanden statt am 6.–8. Juni 2013 jeweils von 14.00 – 15.00 Uhr. Eva-Maria Will, Bereichsleiterin Katechese des EuKo, weist darauf hin, dass das Logo des Kongresses neben der Eucharistie auch auf die Taufe bezogen werden kann: „In das Rund ragt die Silhouette des Kölner Doms als Wahrzeichen des Veranstaltungsortes. Zwei rote parallele, horizontal wellenförmig verlaufende Linien am unteren Rand stehen zunächst für den Rhein, erinnern aber auch an das Sakrament der Taufe.“, siehe: dies.: Ein „Fest des Glaubens“ im „Jahr des Glaubens“ – Der Eucharistische Kongress 2013 in Köln, in: Zeitschrift Katholische Bildung. Verbandsorgan des Vereins katholischer deutscher Lehrerinnen e.V. (VkdL) Heft 6, 114. Jg. (Essen 2013), S. 247.
- ² Inzwischen haben die ersten Umgestaltungsmaßnahmen, die im Anschluss an das moderierte Teilnahmeverfahren im Jahr 2010 für ein „Städtebauliches Gesamtkonzept Domumgebung“ vom Rat der Stadt Köln beschlossen worden ist, begonnen. Vgl.: <http://www.stadt-koeln.de/4/stadtplanung/gesamtkonzept-domumgebung/interventionsraeume/07520/>
- ³ Vgl.: Krings, Ulrich / Will, Rainer (Hrsg.): Das Baptisterium am Dom. Kölns erster Taufort. Köln 2009. Der Band versammelt wichtige Beiträge zur Bedeutung des Ortes aus der Sicht der Archäologie, der Stadtgeschichte, der Theologie und der Ökumene.

- ⁴ Der Begriff „Baptisterium“ ist der ursprünglich griechische Begriff für die Kaltwasserbecken in den römischen Thermen. Seit dem 4. Jh. wird der Begriff sowohl für das Taufbecken selbst als auch für das dazugehörige Taufhaus verwendet.
- ⁵ Vgl. Ristow, Sebastian: Das Kölner Baptisterium am Dom und die frühchristlichen Tauforte nördlich der Alpen, in: Krings, U. / Will, R. (Hrsg.) Das Baptisterium am Dom ..., a.a.O., S. 23–44.
- ⁶ Neben Maternus unterzeichnete ein Jahr später auch Diakon Macrinus aus Köln die Beschlüsse der Synode von Arles im Jahr 314 n.Chr. Ein weiterer Beleg dafür, dass die Christengemeinde in Köln bereits eine beachtliche Stärke und Bedeutung gehabt haben muss.
- ⁷ In Dura Europos befindet sich die älteste archäologisch nachweisbare Hauskirche, die unmittelbar an der Stadtmauer gelegen war. Sie wird ins Jahr 232 bzw. 233 n. Chr. datiert.
- ⁸ Vgl. Betz, Johannes: Artikel „Taufe“, in: Handbuch theologischer Grundbegriffe, hrsg. von Heinrich Fries. München 1963.
- ⁹ Symbolisch wurde damit sowohl an den nackten Adam im Paradies wie auch an den nackten Jesus am Kreuz erinnert. Durch das Hineingenommenwerden in Sterben und Auferstehung Jesu, den neuen Adam, werden die Getauften zu einem „neuen Menschen“ wiedergeboren.
- ¹⁰ Vgl. insbesondere Cyrill von Jerusalem: Mystagogische Katechesen, in Fontes Christiani, Bd. 7, übersetzt und eingeleitet von Georg Röwekamp, Freiburg i.Br. 1992, S. 111ff
- ¹¹ In diesem Zusammenhang sei an die Ökumenezyklika „Ut unum sint“ von Papst Johannes Paul II. aus dem Jahr 1995 erinnert, wo es heißt: „Die Beziehungen der Christen untereinander zielen nicht nur auf das gegenseitige Kennenlernen, auf das gemeinsame Gebet und auf den Dialog ab. Sie sehen vor und fordern schon jetzt jede nur mögliche praktische Zusammenarbeit auf den verschiedenen Ebenen: pastoral, kulturell, sozial und auch im Zeugnis für die Botschaft des Evangeliums.“ (Nr. 40)
- ¹² Ich gehe davon aus, dass man Taufe und Geist-salbung als differenzierte Einheit ansehen kann bzw. muss. Wenn wir an die Taufe Jesu denken, ist damit immer auch die Hera Abkunft des Heiligen Geistes verbunden. In diesem Sinne steht hier der Begriff Taufe sowohl für die Wasser-taufe als auch für die Geisttaufe.
- ¹³ Johannes Chrysostomus: Taufkatechesen I, in: Fontes Christiani, Bd. 6/1, übersetzt und eingeleitet von Reiner Kaczynski, Freiburg i.Br. 1992, S. 273ff.
- ¹⁴ Vgl. Stuflesser, Martin: Liturgisches Gedächtnis der einen Taufe. Überlegungen im ökumenischen Kontext. Freiburg 2004.

¹⁵ (Röm 6,3-4; Übersetzung Otto Karrer, Verlag Ars Sacra, Josef Müller, München 1959. Oder denken wir an die Worte Jesu im Markusevangelium nach der dritten Leidensankündigung: „Sie (Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus) sagten zu ihm: Lass in deinem Reich einen von uns rechts und den anderen links neben dir sitzen. Jesus erwiderte: Ihr wisst nicht, um was ihr bittet. Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinke, oder die Taufe auf euch nehmen, mit der ich getauft werde? Sie antworteten: Wir können es. Da sagte Jesus zu ihnen: Ihr werdet den Kelch trinken, den ich trinke, und die Taufe empfangen, mit der ich getauft werde. Doch den Platz zu meiner Rechten zu meiner Linken habe nicht ich zu vergeben; dort werden die sitzen, für die diese Plätze bestimmt sind“ (Mk 10,37-40).

¹⁶ Ambrosius: De Sacramentis 1,2-3a, in ders., De Sacramentis/De Mysteriis, in Fontes Christiani Bd. 3, übersetzt und eingeleitet von Josef Schmitz CSSR, hrsg. von Brox, Norbert u.a.. Freiburg i. Br. 1990, S. 169.

¹⁷ Wenn wir in der Kirchenkonstitution Lumen Gentium (LG 11) lesen bzw. immer wieder betont wird, dass die Eucharistie Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens sei, dann müssen wir uns vergegenwärtigen, dass diese Quelle sich aus den Wassern der Taufe und des Taufglaubens speist.

So richtig es ist, dass die Taufe zur Eucharistie drängt, so wenig darf vergessen werden, dass wir in der Eucharistie für die Taufgnade danken und diese durch die Eucharistie genährt wird.

¹⁸ Mt 28,19-20; Übersetzung Otto Karrer, Verlag Ars Sacra, Josef Müller, München 1959. Vgl. auch die Ausführungen zum Allgemeinen Schuldbekenntnis.

¹⁹ Der Text findet sich u.a. unter: http://www.ekd.de/presse/pm86_2007_wechselseitige_taufanerkennung.html

²⁰ Auf dem Hintergrund des Gesagten bleibt zudem zu hoffen, dass die nun anstehende Gestaltung des Baptisteriums am Kölner Dom (vgl. Anm. 3) nicht nur touristischen, sondern vor allem auch kirchlichen (liturgischen, ökumenischen und katechetischen) Ansprüchen gerecht wird. Ein musealer Charakter wäre nicht nur zu wenig, sondern eine vertane Chance, um den hier aufgezeigten memorialen Charakter des Ortes und seine ökumenischen Implikationen anklingen zu lassen. Dazu braucht es nicht nur eine gelungene innenarchitektonische, sondern vor allem auch künstlerische Ausgestaltung - eine Aufgabe, bei der das geglückte Zusammenspiel der besten Architekten und Künstler gefragt ist.

Walter Koll

Seelsorge als spirituelles Geschehen

Seelsorge ist nicht nur eine Angelegenheit der Pastoral, sondern zutiefst auch eine spirituelle Sache. Seelsorge hat immer auch eine geistliche Dimension. Wer als Seelsorger/in tätig ist, wer mit Menschen in den unterschiedlichsten Situationen zu tun hat und sie darin, besonders auch in existentiellen Krisensituationen, begleiten will, muss neben allen pastoralen und psychologischen Fähigkeiten und Kenntnissen selbst auch ein spiritueller Mensch sein, ein Mensch mit einem guten persönlichen geistlichen Leben. Menschen begleiten ist nicht nur eine Sache von Methoden, sondern im Kontext unseres seelsorglichen Dienstes ein spirituelles Geschehen. Die gesamte Pastoral braucht ein „spirituelles Konzept“ als Grundlage, braucht eine geistliche Leitlinie, die das konkrete Handeln prägt und rückbindet und bündelt, die sozusagen zur „Corporate Identity“ des seelsorglichen Feldes, des eigenen seelsorgerlichen Handelns wird.

Nach allen strukturellen Überlegungen und Maßnahmen der letzten Jahre und neben allen pastoralen Konzepten bedarf es dringend einer Besinnung auf die geistlichen Grundlagen unseres Dienstes als Kirche vor Ort - sei es in den Pfarreien/Seelsorgebereichen, sei es auch in der kategorialen Seelsorge in ihren verschiedenen Feldern. Es gilt, das, was wir pastoral tun und wollen (als einzelne, als Team, als Gemeinde...), geistlich zu unterfangen. Oder besser: uns unserer geistlichen Wurzeln zu vergewissern und zu schauen, was das für unser Handeln als „Geistliche“ bedeutet und welche Konsequenzen es dafür hat.

Vor einigen Jahren haben wir uns in unserem Seelsorgeteam am Uniklinikum Bonn darüber ausgetauscht, welches Wort der Heiligen Schrift uns jeweils in unserem Leben und Handeln trägt und prägt – als Person und/oder als Seelsorger/in – und wie sich das in der eigenen seelsorglichen Tätigkeit auswirkt. Ausgangspunkt dieses Austausches war die Grundannahme, dass jede/r ein solches Wort hat und dass dieses Leitwort auch ein unbewusstes Seelsorgekonzept beinhaltet. Als Seelsorger(innen) handeln wir aus unserer je persönlichen Spiritualität: als Priester oder Laie, als Frau oder Mann, geprägt auch durch unsere individuelle Lebens- bzw. Glaubensgeschichte. So tun wir unseren Dienst als Menschen, die auf einem geistlichen Weg sind, und aus der Kraft, die wir daraus empfangen. Es ging nun darum, im persönlichen Austausch dies voneinander zu erfahren und gegenseitig zu würdigen. Und es ging darum, auf diese Weise das unbewusste „Konzept“ ins Bewusstsein (des je einzelnen selbst sowie des Teams) treten zu lassen.

Inkarnation als geistliches Grundkonzept

Maßgebend und leitend für meinen Dienst als Seelsorger ist das Wort aus dem Prolog des Johannes-Evangeliums „Und das Wort ist Fleisch geworden“, ist der Begriff „Inkarnation“. Es ist eines der zentralen Geheimnisse unseres Glaubens, dass Gott sich in Jesus Christus inkarniert hat, dass er in Jesus Christus Mensch geworden ist und dass er in diesem Jesus Christus den Menschen begegnet ist. „Wer mich sieht, sieht den Vater“ sagt Jesus im Johannes-Evangelium (Joh 14,9). Und: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30). An Jesu Worten und Taten konnten die Menschen damals und können auch wir heute Gott selbst erkennen: Seine Botschaft an uns, Sein Handeln an und Sein Umgehen mit uns.

In Jesus Christus ist Gott gegenwärtig unter den Menschen. Der ferne Gott kommt

uns nahe; der geheimnisvolle Gott wird offenbar. Gott, der sich bisher durch seine Boten (Engel, Propheten) geoffenbart hat, offenbart sich schließlich selbst, ist so für die Menschen unmittelbar erfahrbar in Jesus Christus. Unser christlicher Glaube lebt von diesem Geheimnis der Inkarnation, der Verleiblichung Gottes. Unser Glaube, unsere Kirche, unser seelsorgliches Handeln hat eine inkarnatorische Grundstruktur.

Für mich als Priester und für mein seelsorgliches Handeln ist demzufolge der Begriff „Inkarnation“ grundlegend. Gott will immer wieder Mensch werden – in mir/uns und durch mich/uns. Als Priester, als Seelsorger stelle ich mich, stelle ich meinen Leib zur Verfügung, damit Gott verleiblicht werden und zu den Menschen kommen kann. Wenn ich Menschen in meiner pastoralen Arbeit begegne, dann wissen diese: Hier begegnet mir nicht eine Privatperson, hier begegnet mir einer, der für einen anderen steht („ein Mann Gottes“ – wie manche es gerne ausdrücken). Kurt Marti drückt dies mit den folgenden Worten aus: „Wir sind mit unserer Zeit, mit unserer Nähe, mit unseren Zeichen, mit unserem Verstehen so etwas wie sakramentale Bezeugungen der Nähe und Liebe Gottes“ (Kurt Marti, O Gott! Lachen – Weinen – Lieben). Das beinhaltet eine hohe Würde, aber auch einen hohen Anspruch; und ich bin mir bewusst, dass ich dem immer nur ungenügend gerecht werden kann. Und ich bin mir bewusst: Inkarnation leben kann nur gelingen aus einer eigenen tiefen Verbundenheit mit Christus.

Bestärkt werde ich in dieser grundsätzlichen Sicht, dass der Priester/Seelsorger eine Verleiblichung Gottes ist, durch das Jesus-Wort: „Wer Euch hört, hört mich“ (Lk 10,16). Der Seelsorger selbst wird so in seiner Person und durch seine Person zum wichtigsten Instrument seiner Seelsorge. Seine Persönlichkeit ist der ausschlaggebende Faktor für eine solche inkarnatorische Seelsorge. Das stellt hohe Anforderungen an seine menschliche wie an seine geistliche Kompetenz.

Was bedeutet das für die Person des Seelsorgers?

Für den geistlichen Bereich bedeutet das: Wenn durch den Seelsorger das Wort Fleisch werden soll, dann muss zuvor das Wort in ihm Fleisch werden, d.h. er muss immer wieder selbst intensiv dem Wort Gottes begegnen (z.B. in ignatianischen Exerzitien, im Bibliodrama o.ä.); denn nur das Wort das durch ihn hindurchgegangen ist, kann er selber leben und zum Leben bringen. Und er muss ein Mensch sein, der aus der Gegenwart des Auferstandenen in der Eucharistie lebt, gemäß dem Wort des Hl. Augustinus: "Empfangt, was Ihr seid: Leib Christi; werdet, was Ihr empfangt: Leib Christi". Und es bedeutet ferner, dass sich der Seelsorger immer wieder seines eigenen Gottesbildes vergewissern muss – denn diesen Gott wird er letztlich auch inkarnieren. Wer z.B. in seinen Begegnungen mit den Menschen sehr gegenwärtig ist, sehr präsent ist, ganz da ist, der setzt den Gott gegenwärtig, dessen Name lautet: JHWH (ich bin der, der da ist, der gegenwärtig ist).

Im menschlichen Bereich bedeutet es, dass der Seelsorger immer wieder an sich, an seiner Reifung, an seiner Menschwerdung arbeiten muss. Es gilt für ihn, sich seiner selbst bewusst zu werden, sich wahrzunehmen in seinem So-Sein, in seinen inneren Regungen und seiner äußeren Erscheinung/Wirkung. Er muss offen sein für kritische Rückmeldungen, muss sein eigenes Verhalten selbstkritisch reflektieren (dazu ist hilfreich z.B. Supervision, evtl. Therapie o.ä.). Es geht letztlich um die Auseinandersetzung mit der eigenen „Leib-Seite“: Erkenne dich selbst – mit deinen Grenzen/deiner Enge/deinen Ängsten; mit deinem Geworden-Sein/deinen Prägnungen; mit deinen Bedürftigkeiten. Denn all das schlägt sich nieder in dem, wie ich dem anderen begegne.

Inkarnation auch im Gegenüber

Gott inkarniert sich aber nicht nur in denen, die in seinem Auftrag als Seelsorger(innen) zu den Menschen gehen. Er inkarniert sich gleichermaßen auch in den Menschen, zu denen ich als Priester komme. Ausdrücklich sagt er dazu im Gerichtsgleichnis in Mt 25: „ich war krank, und ihr habt mich besucht“. In den Kranken, den Trauernden, in den in Not Geratenen begegnest Du mir. Und was Du für Einen von diesen tust, tust Du an mir. Der Dienst in der Klinik (oder an anderen Stellen der Pastoral) ist somit nicht nur ein Dienst für den (an Stelle des) Auferstandenen, sondern auch Dienst an Christus selbst. Christusbegegnung, Gottesbegegnung findet somit nicht nur einseitig statt, indem im Seelsorger Gott den Menschen begegnet, sondern auch umgekehrt: dem Seelsorger begegnet Gott in den Menschen. Das gibt jeder Begegnung, die sich so ereignet, eine große Bedeutung und Würde.

Das führte zu einer weiteren Grundannahme für unsere Überlegungen zu einem spirituellen Konzept, für den Prozess in unserem Team: Schon bevor irgendetwas Pastorales zwischen den beiden beteiligten Personen (für unseren Kontext: Patient und Seelsorger) geschieht, ist die Begegnung schon a priori ein spirituelles Ereignis, ist schon eine spirituelle Ebene im Spiel. Wie diese Begegnung dann gestaltet wird, entscheidet lediglich über die Tiefe, die Intensität und die Art der spirituellen Erfahrung – und zwar für beide Seiten.

Was bedeutet das konkret für den seelsorglichen Dienst in der Klinik?

Für unseren seelsorglichen Dienst an den Patienten als der vorrangigen „Zielgruppe“ in der Klinik haben wir diese Grundkonzeption in folgender Weise formuliert und konkretisiert. In unserer Zuwendung zu den Kranken (und ihren Angehörigen) wird Gottes Zuwendung zu ihnen konkret,

zeigt Gott sich ihnen als einer, der sie im Blick hat, der mitgeht durch die leidvolle Zeit, der ihnen nahe ist, der da ist für sie. Dieses Da-Sein Gottes, das seinem innersten Wesen, seinem Namen „Ich bin da“ entspricht, ist der innerste Grund, dass auch wir für die Kranken da sind und dasein können. Unsere Anwesenheit als Seelsorger in der Klinik verdeutlicht ihnen, dass in der Zeit des Klinikaufenthaltes und am Ort der Klinik Gott präsent ist. Entsprechend der durchgängigen Gegenwart Gottes sind wir für seelsorgliche oder priesterliche Dienste rund um die Uhr rufbereit. Wir sehen den Ruf seitens der Patienten oder deren Angehörigen im Rahmen der Rufbereitschaft (auch in den Nachtstunden) als den möglichen Kairos der Begegnung zwischen Gott und dem/den jeweiligen Menschen. Diese Grundhaltung ermöglicht es uns, diesen sehr anspruchsvollen Dienst der Verfügbarkeit tun zu können.

Unser Bemühen im Kontakt mit den Patienten ist darauf gerichtet, sie durch die Art der Begegnung erfahren zu lassen, dass sie von Gott angenommen sind, dass er Zeit für sie hat, dass er sich berühren lässt von ihrer leidvollen und unheilvollen Situation, dass er heilsam mit ihnen auf dem Weg sein will. Indem wir ihre Fragen zulassen, all ihr Hadern, Zweifeln und Ringen mit Gott, ermöglichen wir ihnen die Erfahrung eines Gottes, der sich anfragen lässt, der unbegreiflich und ohnmächtig ist. In unserer eigenen Sprachlosigkeit angesichts ihres Leides, ihrer Verzweiflung und Not, in unserem Aushalten mit ihnen können sie Gott als den erfahren, der nicht Antwort auf alle Fragen gibt, aber bei ihnen aushält und mit ihnen trägt und sie trägt.

In unseren Besuchen und Gesprächen erleben sie durch uns jene Wertschätzung und Annahme ihrer Person und Lebensgeschichte, die auch Gott ihnen entgegenbringt. Und wir begegnen ihnen in der Haltung der Freiheitlichkeit, die auch die Ablehnung eines Kontaktes mit uns einschließt – ganz in der Art Gottes, der

sich den Menschen nicht aufdrängt, ihnen nichts aufzwingt.

In der Spendung der Sakramente begegnet ihnen dieser Gott zeichenhaft als der, der stärkt, der segnet, der Versöhnung schenkt und aufrichtet; als der, der zum Leben in Fülle führen will; der ihnen ermöglicht, ihre Lebensgeschichte anzunehmen, weil er sie annimmt; der ihnen Hoffnung und Perspektive gibt über die aktuelle, eventuell lebensbedrohliche Situation, über den Tod hinaus.

Leserbrief

**Zu Udo Casel: Sonntagsmesse in der Krise
(Heft 4/2014, S. 118-119)**

In meiner früheren Gemeinde lebte ein Mann. Er war katholisch. Er ging sonn- und feiertags regelmäßig zur Messe. Er stand seinen Mann in Beruf und Familie. Aber ein Ehrenamt in der Gemeinde lehnte er ab und eine Mitgliedschaft in Verbänden oder Gemeinschaften ebenso. Er sagte, dass er dafür keine Zeit habe. Er betonte aber stets, dass die Teilnahme am Gottesdienst ihm viel Kraft gebe für sein Leben und für seine Aufgaben in Familie und Beruf. Auf die Formulierung, dass Gemeinde der Zukunft eine Gemeinschaft von Gemeinschaften sei, fragte er nach, ob er so als „ganz normaler Katholik“ keinen Platz mehr habe in der Gemeinde.

Ich frage mich, ob wir durch zu starke Gemeinschaftsbindungen nicht solche „normalen Katholiken“ verlieren.

Msgr. Heinrich Lienesch, Osnabrück

Literaturdienst

Paul H. Welte: Erlösung – wie und wovon? Was Christen unter Heil verstehen, Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) 2012, kart. 18,95 €, ISBN: 978-3-7917-2422-5.

Dorothea Sattler: Erlösung? Lehrbuch der Soteriologie, Freiburg (Herder-Verlag) 2011, geb. 32, 00 €, ISBN: 978-3-451-34059-8.

I. Fünfunddreißig Jahre wirkte der Dominikanertheologe Paul Welte in der Priesterbildung Taiwans, seit 1968 an der Fujen-Universität in Taipe, seit 1990 gelegentlich an Seminaren in der VR China. Inzwischen lebt der Dreiundachtzigjährige im Augsburger Dominikanerkloster und legt hier eine Erlösungslehre vor, die nach seiner eigenen Schilderung im Vorwort auf einer langjährigen Beschäftigung mit diesem Lehrstück der Theologie basiert. Welte folgt bei der im engeren Sinne theologischen Entfaltung christlichen Heilsdenkens auf zunächst recht scholastisch wirkende Weise (S. 25-29) fünf „Grundfragen der Soteriologie“: Aus welcher *Situation* (1), wird *wem*(2) *was*(3) *durch wen*(4) *warum*(5) als *Heil* zuteil (S. 27-29)? Welte will die Soteriologie als Teil der Christologie begreifen. Menschwerdung, Leben, Lehren, Tod und Auferstehung Jesu Christi sollen als Grund von Befreiung, Versöhnung und Heil erläutert werden (S. 26).

Diese Sicht entfaltet der Vf. im zweiten Kapitel ausgehend von Joh 14, 8-10: Jesus Christus ist das Offenbarwerden des Vaters (S. 32-43), in dem sich Gott zeigt als die Liebe zu den ins Böse verstrickten Menschen (S. 42-44) und als Liebe zu den Leidenden und sterblichen Menschen (S. 44-46). Erlösung wird also vom johanneisch entfalteten Gedanken der Selbstmitteilung des Vaters her entfaltet. Erst das dritte Kapitel bringt nun als „Aspekte des Heils Christi“ eine Lehre der Befreiung von Sünde, die aber entfaltet wird entlang den Leitbegriffen „Versöhnung der Entfremdeten“ und „Befreiung der Versklavten“ (S. 64-78). Den Abschluss des dritten Kapitels bildet ein Lehrstück über den „Neuen Bund“. In ihm bindet sich Gott selbst, „dem Menschen ein treuer und wohlwollender Partner“ zu sein, und fordert die Freiheit des Menschen heraus zur Gottes- und Nächstenliebe, worin Welte eine Deutung des Bundes als unverdientes Geschenk sieht, das aber „keineswegs eine billige Gnade“ meine (S. 82-92, hier: S. 88).

Erst nachdem der Vf. die Erlösungslehre so in einer trinitarischen Entfaltung des innergöttlichen Heils-

willens gegründet hat, wendet er sich unter dem Begriff des „Pascha“ im vierten Kapitel dem Thema von Kreuzestod und Auferweckung zu (S. 93-144). Die Auferweckung deutet Welte in einer sehr bibelnahen Interpretation als Gottes Antwort auf den am Kreuz scheinbar gescheiterten Vollmachtsanspruch Jesu (Mk 6, 2f.): Jesus *musste* als Bestätigung des in Jesus Christus offenbaren göttlichen Heils leiden, sterben und auferstehen. Auf der Grundlage dieser sehr knappen Entwicklung eines Begriffs von Erlösung fragt der Vf. im fünften Kapitel seines Werkes (S. 145-184) nach dem Grundprinzip der Soteriologie. Als Kurzformel bietet er an: Jesus Christus bezeugt als Gesandter Gottes in Wort und Werk, durch Leben und Tod, „dass Gott bei uns ist und so aus der Finsternis von Sünde und Tod befreit“ (S. 148). Den Abschluss der Erlösungslehre Weltes bildet die im sechsten Kapitel traktierte Frage nach dem christlichen Heil: Christliches Heil ist getröstetes und zuversichtliches Vor-Gott-Sein, das in der Liturgie Bitten und Dank vor Gott bringt (S. 178f.). Christliches Heil ist Mitsein im „Dasein zum Tod“.

Paul H. Welte entwickelt seine Soteriologie unangeregt, sehr klar gegliedert, in einer allgemein gut verständlichen Sprache, in guter Kenntnis der nachkonziliaren Theologie, allerdings ohne dieselbe in einer ausufernden Fußnotenflut detailliert zu dokumentieren. Durchgängig sehr gut dokumentiert allerdings ist das bibeltheologische Grundgerüst dieser Soteriologie, das auf einer intimen Kenntnis und Meditation des Neuen Testaments aufruht. Hierin liegt nicht nur ein praktischer Nutzen für den Prediger, der ziemlich umstandslos auf Weltes Gedanken zurückgreifen kann, sondern auch ein systematisch-theologischer Nutzen für eine Dogmatik, die sich immer auch wieder der Herausforderung stellen muss, ihre biblischen Grundlagen angemessen zu würdigen. Bei all dem ist Weltes Soteriologie angenehm zu lesen und gut portionierbar, sei es für die eigene Meditation oder für Kontexte der Erwachsenenbildung.

II. Bei der Ökumenikerin Dorothea Sattler, die seit mehr als einem Jahrzehnt in Münster auch Dogmatik lehrt, darf man sehr gespannt sein auf ihr bei Herder erschienenes „Lehrbuch der Soteriologie“. Soteriologische Fragen beschäftigen die Vf.in seit ihrer Habilitationsschrift über „Beziehungsdenken in der Erlösungslehre“ aus dem Jahre 1997. Wie für Dorothea Sattler kennzeichnend eröffnet sie ihr Lehrbuch mit einer ausführlichen Annäherung an die „Lebensrelevanz der Thematik“ (Teil I: S. 17-42): Anhand der Reflexion über die mediale Präsenz des unerlösten Daseins und lyrischer Annäherungen entwickelt die Vf.in ein Unheilsbewusstsein, das

biographische Verwundungsgeschichten, den allgegenwärtigen Tod und die Brüchigkeit aller Hoffnung als Relevanzkontext ihrer Soteriologie umreißt und in der Skizze eines Begriffs von Heil mündet, die gerade das Noch-Nicht des Heils als Aspekt seiner eigenartigen Gegenwart versteht (S. 33f.).

Die weitere Entfaltung des Lehrstückes erfolgt mit aller wünschenswerten Wissenschaftlichkeit: Die Geschichte des Traktates soll „referiert“ werden (Teil II: S. 42-82), eigene theologische Grundannahmen werden bestimmt (Teil III: S. 83-125), „Kontexte der Überlegungen“ offengelegt (Teil IV: S. 126-256), deren Praxisrelevanz wird in theologischer (Teil V: S. 257-336) und kirchenpraktischer Hinsicht (Teil VI: S. 337-432) erörtert. Hier steckt die Autorin ein Feld ab, das danach nicht mehr ohne Bezugnahme auf ihre Gedanken zu begehen sein wird.

Bei all dem verfährt die Autorin nicht robust zupackend, sondern tastet sich sprachlich behutsam in das vielfältig vorbestellte Feld vor. Nur zögerlich und eingeschränkt erinnert sie an Greshakes „Typologie der Erlösungsvorstellungen“ vom göttlichen Erziehungsplan der Antike über die individuelle Gnadenausstattung des Einzelnen im Mittelalter bis zur Erlösung in der Menschheitsgeschichte (S. 65). Mehr interessiert zeigt sie sich an Einsichten abseits der theologiegeschichtlichen *Autobahnen*: So weist sie mit der ihr eigenen Sensibilität für die irritierende Kraft der Metapher darauf hin, dass der wegen seines Werkes über die gleichwürdige Wiedergutmachung als Kern des Erlösungsgeschehens (*Cur Deus homo?*) viel kritisierte Anselm von Canterbury den Kreuzestod Jesu in der „*Oratio ad sanctum Paulum*“ als Geburt der Erlösten aus der Mutter Jesus benennt (S. 66-68). Den Abschluss des ersten Teils bildet eine kluge Reflexion über den methodischen Rang des *nexus mysteriorum* für ein Verständnis der Erlösungslehre im Kontext der Zeugnisse aller anderen theologischen Lehrstücke.

Im dritten Teil wird die Auseinandersetzung mit den biblischen Quellen metaphorntypologisch geführt: Erlösung wird in der Bibel sozial als Sklavenbefreiung, fiskalisch als Entschuldung, forensisch als Freispruch, kommunikativ als Versöhnung gestaltet (S. 91-122). In allem aber ist gemeinsam der Übergang vom Tod zum Leben, aus der Isolation in die Gemeinschaft, aus der Zeit in die Ewigkeit (S. 124f.). Der vierte Teil enthält die Auseinandersetzung mit dem Pesach-Mysterium: Die Frage „Musste Jesus für uns leiden?“ führt die Autorin zu einer bibeltheologischen Reflexion über die „Notwendigkeit im Handeln Gottes“ (S. 141-150): Gott bleibt auch in seinem Erlösungshandeln souverän. Was wie Notwendigkeit erscheint, ist lediglich der innere Zusammenhang der Handlungsweisen Gottes (S.149).

Der fünfte Teil entwickelt die großen Gesprächskontexte von Befreiungstheologie, feministischer Theologie, ökumenischer Theologie, interreligiösen Gesprächen, von Psychotherapie und Pädagogik. Der sechste Teil entfaltet christliches Erlösungsdenken im ekklesiologisch-liturgischen Zusammenhang im Hinblick auf Taufe, Eucharistie, Diakonie und Bittgebet.

Die Soteriologie von Dorothea Sattler ist ein ungewöhnliches und sehr gelungenes Lehrbuch. Es informiert nicht einfach über mehr oder weniger über allenthalben nachzulesende Wissensbestände. Es fordert heraus, die Fragestellungen nachzuvollziehen, die Antwortangebote als vorläufige und fragwürdige zu bedenken und die offene Frage nach Erlösung als die existentielle Fragestellung nach Gott vielfältig wahrzunehmen, gerade da, wo im Lichte der Verheißung und Bezeugung von Erlösung die Abgründe von Unerlöstheit erst recht gähnend aufklaffen. Dorothea Sattler hat ein ausgesprochen ehrliches theologisches Buch geschrieben, das als solches Mut machen kann und soll für ein ehrliches theologisches Sprechen in den Kontexten des Lebens.

Kaum größer könnte der Unterschied zwischen diesen beiden Soteriologien gedacht werden, ohne dass wahrscheinlich beide Autoren gegeneinander Einwände haben: Hier die biblische Meditation des Missionars, dort eine vorsichtig-tastend argumentierende Professorin, der es nicht darum geht, eine bestimmte Form von Erlösungsverständnis zu propagieren, und sei es eine biblische, sondern deren Arbeit am Erlösungsthema in seiner hohen methodischen und historischen Reflektiertheit immer darauf zielt, theologische Denk- und Sprechräume zu erschließen, in denen Christen authentisch nachdenken und sprechen können über die Erfahrungen und Verheißungen, mit denen es ihnen gegeben sein möge, in ihren oft belasteten Alltags das prekäre Gut christlicher Hoffnung auf Erlösung zu bewahren, es anderen Menschen mitzuteilen und es untereinander in verbindenden Zeichen zu feiern.

Ralf Miggelbrink

Daniel Bühling (mit Felicia Engelmann): Das 11. Gebot: Du sollst nicht darüber sprechen. Dunkle Wahrheiten über das Priesterseminar. Verlag riva, München 2014, 219 S., ISBN Print 978-3-86883-322-5, 19,99 Euro.

Das hier zu besprechende Buch liegt seit einigen Wochen in den großen Buchhandlungen zum Ver-

kauf, immerhin bereits in der 2. Auflage. Enthüllungsbücher, gerade wenn sie aus unbekanntem Bereich der Kirche kommen, verkaufen sich offenbar nicht schlecht. Wenn mit dem Kirchenthema auch noch Enthüllungen im Bereich des Umgangs mit der (homoerotischen) Sexualität verbunden sind, erhoffen manche sich wohl eine Bestätigung gängiger Vorurteile über die Kirche. Sex and Crime im Priesterseminar, das verspricht eine spannende Wochenendlektüre. Wer als Priester (und als jemand, der einige Jahre Erfahrung in der Priesterausbildung mitbringt) dieses Buch liest, begibt sich natürlich auch auf die Suche nach ihm bekannten Phänomenen.

Wer in den Diözesen als Priesterausbilder tätig ist, ist von Experten in diesem Bereich umgeben. Darin teilt er das Schicksal von Lehrern (und Fußballspielern). Jeder, der irgendwann einmal ein Priesterseminar durchlaufen hat oder jemanden kennt, weiß, wie es geht oder eben nicht gehen kann. Es gehört zur Fairness, sich einzugestehen, dass jede Darstellung über die Schule oder eben das Priesterseminar nur einen ganz eigenen subjektiven Beitrag leisten und gerade, wenn sehr emotionale Erfahrungen zugrunde liegen, kaum objektiven Anspruch erheben kann.

Und genau hier verschwimmen die Ebenen in diesem Buch, in dem viele Erfahrungen sicher auf realen Fundamenten beruhen. Der Verf. schildert seinen Berufungsweg sehr persönlich und gibt vieles aus seinem Innenleben und auch aus seiner familiären Situation der Öffentlichkeit preis. Das berührt teilweise seltsam, weil sich dem Leser die Frage stellt, inwieweit etwa die Familienangehörigen des Verf. mit der Preisgabe persönlichster Details einverstanden sind. Sein Outing zieht andere mit in das Licht der Öffentlichkeit. Der Respekt vor dem persönlichen Lebensweg eines sicher ernsthaft suchenden Menschen verbietet es, diese persönlichen Stationen eines Lebens zu kommentieren. Beinahe intim beschreibt Daniel Bühling seinen Weg zum Christsein und in den verschiedenen Stationen der 8-jährigen Priesterausbildung. Kurz vor der Weihe zum Diakon entscheidet er sich, mit seinem Freund eine Lebenspartnerschaft einzugehen. Wer selbst Einblicke in die Priesterausbildung hat oder hatte, wird vieles wiederfinden, was deckungsgleich mit der eigenen Erfahrung ist: die Gruppenkämpfe in den Seminaren zwischen Progressiven und Konservativen, unreife Debatten über den wahren Glauben und gültige Liturgien, die Bedeutung der Kleidung (Pullover oder Schlappen, die zeigen, was Geistes Kind man ist), der Flurfunk, der auch vor Verletzungen und Verurteilungen anderer nicht zurückschreckt. Dass es so etwas wie Schweigespiralen gibt, Themen, über die

man nicht offen spricht, stimmt sicher auch. Wer für die Priesterausbildung tätig ist, sollte das Buch schon aus dem Grund lesen, um eine legitime Sicht der Dinge kennen zu lernen und sein Leitungs- und Machtverhalten zu befragen.

Ein Widerspruch scheint mir dann doch bemerkenswert. Zum einen kreidet Bühling den Seminarvorständen (die übrigens namentlich genannt werden) an, nicht stark genug eingegriffen zu haben und ein Doppelleben zahlreicher Seminaristen zu tolerieren, zum anderen lebt er selbst über Jahre ein solches. Am Ende liegt die Lösung in der Aufhebung des Zölibats für hetero- und homosexuelle Männer gleichermaßen. Erst dies sei die Erlösung aus manchem Doppelleben und dem Mangel an überzeugenden Klerikern in der katholischen Kirche.

Sehr originell ist das Buch dann am Ende doch nicht. Hätten sich die Seminarvorstände an päpstliche Vorgaben gehalten (über deren Sinn man sicher trefflich theologisch und psychologisch streiten kann), wäre der Weg von Daniel Bühling auf die Weihe zu schon eher zu Ende gewesen. Er arbeitet jetzt als freier Theologe und Buchautor, nachdem er aus der Kirche ausgetreten ist.

Ich stelle mir jemanden vor, der das Buch kauft, und dessen einzige Kenntnisse über die kirchlichen Verhältnisse aus diesem Buch stammen. Er lernt eine Kirche kennen aus Idioten, Feiglingen oder Menschen mit homo- oder heterosexuellem Doppelleben. Diese Gruppe bilden die einzig Normalen. Es wäre schön gewesen, auf die hinzuweisen, die in aller Schwäche und doch ehrlich ihren Weg aus Liebe zu Gott und den Menschen suchen, und die in keine der Kategorien passen. Ob es von denen nicht doch mehr gibt, als Bühling zugesteht? Ein wenig mehr Selbstkritik täte auch ihm gut, der sich selbst als möglichen „ausgezeichneten Priester“, als Mensch mit „starkem Glauben“ und einer „unendlichen“ (sic!) Liebe zu den Menschen bezeichnet (S. 12). Das könnte ich von mir nicht behaupten, aber ich sehe mich auch nicht als Idioten, Feigling oder verklemmten, auf die Sexualität fixierten Priester.

Fazit: Das Buch ist eine legitime Darstellung eigener Erfahrungen, mehr Distanz zu sich selbst hätte dem Buch nicht geschadet. Um über die Aufhebung des Zölibats zu diskutieren, hätte es dieses Buches nicht bedurft. Sollte ich in der Priesterausbildung Verantwortung tragen, wäre es für mich eine Ermunterung, noch schneller und klarer zu intervenieren, im Hinblick auf das Seminar und den Einzelnen. Nach der dreistündigen Lektüre hatte ich Sehnsucht nach einem normalen Krimi.

Peter Kohlgraf

Unter uns

Auf ein Wort

Achtung vor dem Wort

Achtung vor dem Wort ist die erste Forderung in der Disziplin, durch welche ein Mensch zur Reife erzogen werden kann - intellektuell, im Gefühl und sittlich.

Achtung vor dem Wort - seinem Gebrauch in strengster Sorgfalt und in unbestechlicher innerer Wahrheitsliebe -, das ist auch die Bedingung des Wachstums für Gemeinschaft und Menschengeschlecht.

- Das Wort missbrauchen, heißt die Menschen verachten. Das unterminiert die Brücken und vergiftet die Quellen. So führt es uns rückwärts auf der Menschwerdung langem Weg.

Dag Hammarskjöld

aus: ders. „Zeichen am Weg“, München 1965.

In der Zwickmühle

Die Gleichberechtigung hält nun auch im Ordinariat Einzug: Der neue Chauffeur des Bischofs ist ... eine Chauffeurin! Sie stellt sich beim Bischof vor.

„Wie heißen Sie?“, fragt dieser.

„Stefanie.“

„Gute Frau, ich gehöre nicht zu den Menschen, die die Bediensteten beim Vornamen anreden. Wie ist denn Ihr Nachname?“

„Liebling, Herr Bischof.“

„Nun, ... Stefanie, dann auf eine gute Zusammenarbeit.“

Verkannte Großzügigkeit

Ein reicher und erholungsbedürftiger Unternehmer hat eine Auszeit im Kloster genommen. Das gute Klosteressen und die Ruhe machen ihn wieder fit. Zum Dank schickt er dem Küchenbruder einen Papagei, der unter anderem „Grüß Gott“ sagen kann und entsprechend teuer war.

Telefonisch erkundigte er sich kurz darauf bei dem Beschenkten: „Was sagen Sie zu dem bunten Vogel?“ Darauf der Küchenbruder: „Er war ja ein bisschen zäh, aber für eine gute Brühe reichte er.“

(beide aus: Christliches Hausbuch für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2003. ISBN 3-7462-1483-1)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E